<36609347840011

<36609347840011

Bayer. Staatsbibliothek

Boruss. 207 b
Zimmermann

Ug 10 5562 14

R

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Ueber

Friedrich den Grossen

und

meine Unterredungen mit Ihm

kurz vor seinem Tode.

Von dem

Ritter von Zimmermann

Königlich Großbritannischem Leibarzt
und Hofrath.

Tout ce que nous avons aimé en Lui, tout ce que nous en avons admiré, subsiste, et subsistera dans le coeur des hommes, dans l'eternité des tems, dans les annales de l'Univers.

Leipzig
in der Weidmannischen Buchhandlung.
1788.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

König Friedrich der Grosse war tödtlich krank, als Er mich zu sich nach Sanssouci kommen ließ, und mir in siebenzehn Tagen drey und dreissig mal erlaubte Ihn zu sehen und zu sprechen.

Aller Geist und alle Grösse seiner besten Jahre strahlte noch aus seinen Augen, und machte mich oft seinen ganz verwelkten Körper vergessen. Es ist vielleicht doch nicht ganz unwichtig zu wissen, was irgend ein Mensch, so gering und kurzsichtig er auch immer seyn mag, bey dem grösten Manne, den das achtzehnte Jahrhundert hervorbrachte, in einer so feyerlichen und ernsten

Zeit, bey so vielen Veranlassungen, und so ganz kurz vor seinem Tode bemerkte. Kammerdiener und Aerzte der Könige, wissen wenigstens oft von der Gemüthsart der Könige mehr, als etwa nach Jahrhunderten ihre besten Geschichtschreiber.

Mehr als ein ganzes Jahr hindurch, war ich fest entschlossen, niemals von dieser Geschichte der merkwürdigsten Tage meines Lebens, etwas öffentlich bekannt zu machen. Ich erinnerte mir noch gar zu lebhaft, welche äusserste und auch welche comische Empfindlichkeit, meine Unterredung mit Friedrich dem Grossen im Jahr 1771. erreget hatte! Neuere und noch wichtigere Vorfälle hatten mich belehret, wie unangenehm solche Dinge für Menschen zu schlücken sind, die nicht gerne sehen, daß andern etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet, was ihnen nicht auch begegnet. Ich fühlte wie schwer es seyn würde, dergleichen Dinge in so gelinde und leichte Worte einzukleiden, um nicht die Sache, die an sich durch

ihr

ihr inneres Gewicht schon drückt, durch den Ausdruck noch schwerer zu machen. Es schien mir menschenfreundlich, solchen Lesern, denen ich eine unangenehme Passion erregen müsse, sie doch nur so gelinde als möglich zu erregen. Dann foderte auch die Klugheit, daß ich sorgfältigst vermeide, Recensenten und Journalisten Gelegenheit zu geben, von der Sache abzuspringen, und an irgend einem Nebending zu haken.

Aber bey allen diesen Betrachtungen, fiel mir auch die Feder aus der Hand. Ich begnügte mich also, alle in Zeitungen und Journalen gedruckte Lügen, von Allem was ich bey dieser grossen Veranlassung gethan und gesagt haben soll, wie alles übrige dumme Zeug, alle Neckereyen und Verlaümdungen und Lügen aller Art, die ich über mich lese oder von mir höre, stillschweigend zu verachten.

Ein grosser Trost und eine wahre Freude war es sodann für mich, als ich sah, wie edel und

männlich der Arzt des Königs, der berühmte Herr Professor Selle in Berlin, von der Krankheitsgeschichte dieses Monarchen (**) Alles gesagt hatte, was auf die Nachwelt zu kommen verdient. Der Nachtrag, den ich als Arzt liefern konnte, schien mir unbedeutend, und des Aufhebens nicht werth. Eine Menge Dinge die der König, über mancherley gar nicht seine Gesundheit betreffende Gegenstände, mir gesagt hatte, glaubte ich auch, aus mancherley Gründen, nicht erzählen zu müssen; und viele sind wirklich von der Art, daß ich sie in meinem Leben nie erzählen will und kann.

Sodann schreckte mich zumal der Abriß von der lezten Lebenszeit des Königs (*) ab, den ein Geschicht-

(**) Krankheitsgeschichte des höchstseligen Königs von Preussen, Friedrichs des Zweyten Majestät, von Christian Gottlieb Selle. Berlin 1786.

(*) Memoire historique sur la derniere année de la vie de Frederic II, Roi de Prusse. Avec l'Avant-

Geschichtschreiber und Staatsminister von der ersten Grösse, der Herr Graf von Herzberg, mit seiner Meisterhand gezeichnet hat. Zwey Tage vor meiner Abreise aus Potsdam, den neunten Julius, kam dieser grosse Minister nach Sanssouci, und wohnte und blieb bey dem König, in vertrautem Umgange, bis an seinen Tod.

Haûfig hat man mich indessen aufgefodert, daß ich doch auch meinerseits, als Zuschauer dieser grossen Scene, von dem was ich bey dem sterbenden König sah und hörte, wenigstens so viel erzähle, als ich etwa davon erzählen könne und dürfe. Meine Abneigung, meine Widerspenstigkeit, und die Gewalt meiner Einwürfe und Bedenklichkeiten, blieb sich immer gleich.

l'Avantpropos de son histoire, ecrite par lui même. Lû dans l'assemblée publique de l'Academie de Berlin le 25. Janvier 1787. Par le Comte de Herzberg, Curateur et membre de l'Academie.

Aber den dreyzehnten October 1787, fuhr mir der Wunsch dieses Buch zu schreiben, wie ein Blitz in den Kopf, durch den Gedanken: daß, wenn auch schon ein commandirender General die Geschichte einer grossen Schlacht erzählet hat, es doch noch immer angenehm zu hören sey, wie sie ein dabey gewesener Unterofficier oder Soldat erzählet! Allmächtig schien mir dieser Entschuldigungsgrund. Er begeisterte mich auch so, daß ich augenblicklich, den dreyzehnten October, Hand ans Werk legte, und im November war das Buch fertig. Aber, man verstehe mich wohl, und nöthige mich nicht es zweymal zu sagen: als Unterofficier oder Soldat, und auf keine andere Weise, will ich beurtheilet seyn! Aus dieser einzigen Ursache hoffe ich, von meinen günstigen Lesern Vergebung; denn man hat ja izt sogar auch gedruckte Unterredungen zwischen Friedrich dem Grossen und einem Pater Pavian! Wollen aber die gelehrten Herren, auch solcher triftiger

Gründe

Gründe ungeachtet, es mir in allen ihren Journalen von allen Farben, in allen ihren Zeitungen und Recensionen doch verargen, daß ich ein Buch über Worte Friedrichs des Grossen schrieb: O so bitte ich sie, zu bedenken, daß wir ein berühmtes deutsches Buch haben: **über etwas das Lessing sagte!**

Friedrich der Grosse war von äusserst einsichtsvollen Aerzten lange für unheilbar erklärt, von vielen aus seinem Volke beynahe für todt (**) und lange von ganz Europa für sterbend gehalten,

 bevor

(**) Beynahe jede Woche kam, den ganzen lezten Winter und den ganzen lezten Frühling des Königs hindurch, eine neue Weissagung von Berlin nach Potsdam, die den Tag und die Stunde, da der König sterben werde, pünktlich bestimmte. In Potsdam hatte man ein langes Verzeichniß dieser Weissagungen. Die zuverlässigsten und lezten von allen sezten den Tod, die eine auf den funfzehnten Junius, und die andre auf den achten Julius.

bevor ich Ihn sah. Lange hatten sich die Hofleute in Berlin schon ihre Trauerkleider gekauft; mancher speculativer Kopf hatte sich in gierigster Hofnung dieses längst auscalculirten Todes schon Schlösser in die Luft gebaut, und unerhörte Glückseligkeit geträumt: als ich den neunten Junius 1786 beyliegenden Brief (*) von dem König

(*) Monsieur le Docteur Zimmermann. Il y a huit mois que je suis fortement attaqué de l'Astme, Les Médecins de ce pays ci me donnent toutes sortes de drogues, mais qui plus-tôt que de me procurer du soulagement, ne font qu'empirer le mal. La reputation de votre habileté etant etendüe dans tout le Nord de l'Europe, Je serois bien aise, si vous vouliés faire un tour pour quinze jours dans ce pays ci, pour vous consulter sur l'etat de ma santé et ses circonstances. Il s'entend de soi-même que Je vous payerai le voyage et tout le reste des fraix, Si donc vous y consentés, je vous enverrai en ce cas une lettre pour son Altesse Royale le Duc de York, qui vous accordera facilement la permission à vous

König erhielt. Ich erschrack über diesen Brief, und beruhigte mich, fast im gleichen Augenblicke, bey folgenden Gedanken.

Die Vorsehung, dachte ich, schicket mir diesen Ruf, und unter solcher Leitung geht man sicher auf dem gefährlichsten Wege. Es ist wahr, und ich weiß es schon lange, der König hat keinen Glauben an Arzneykunst und Aerzte. Er hielt von jeher unsere ganze Kunst für Quacksalberey. Dafür wird Er sie izt noch mehr halten als jemals, weil sie Ihn nicht heilen kann. Unheilbar wird Er und muß Er auch seyn, weil Ihn so äusserst geschickte Aerzte wie Er hat, nicht geheilet haben. Aber es ist doch etwas äusserst interessantes und lehrreiches, einem solchen ausserordentlich

grossen

vous rendre ici. Et sur ce Je prie Dieu, qu'il vous ait, Monsieur le Docteur Zimmermann, en sa sainte et digne garde.

à Potsdam le 6. de Juin 1786.

Federic.

grossen Manne in die Augen zu sehen, in den lezten Stunden seines Lebens um Ihn und bey Ihm zu seyn. Was ist dagegen mein gewöhnlichstes Leben? Ach wie oft kann ich mir am Ende meines Tages weiter nichts sagen, als heute bin ich so viele hölzerne Treppen auf, und so viele hölzerne Treppen ab gestiegen! Jede Gefahr, die mich in Sanssouci umgeben kann und gewiß umgeben wird, ist doch besser als dieses flache und frostige Alltagsleben. Hat der König auch den unbezwingbarsten Unglauben an alle Aerzte, wie ich nicht zweifle, so habe ich doch einen grossen Glauben an den König. Er mag mich als Arzt tausendfach, mit der ganzen Allgewalt und dem ganzen Druck seiner Grösse verachten, so verachtet Er mich doch gewiß nicht als Mensch: denn alle guten und vernünftigen Menschen, behaupteten doch von jeher bey Ihm ihre Rechte. Am Ende ist es auch unaussprechlich viel leichter, wie ich aus vieler Erfahrung weiß, mit grossen

Menschen umzugehen als mit kleinen. Also ist mir der Umgang mit einem solchen Held und König, so brummisch und verdrießlich Er izt auch immer seyn mag, nicht fürchterlich. Gewiß und zuverlässig, denn ich weiß es aus eigener vielfältiger Erfahrung, haben die grösten Menschen auf den Thronen, so gegründet und laut auch ihre Ursachen zur äussersten und höchsten Menschenverachtung sind, etwas Liebendes, Sanftes und Mildes im Herzen.

So tröstete ich mich über meinen schreckhaften Ruf nach Sanssouci. Aber ich verschwieg diesen Ruf, weil man izt in den Zeitungen posaunte, wie vortreflich sich nun wieder der König befinde, wie oft er spaziren reite, und wie ganz Er bey der schönen Sommerluft wieder auflebe. Diese schönen Verkündigungen hätte kein Mensch geglaubt, wenn bekannt geworden wäre, daß ich plözlich zu dem König gerufen ward. Auf der Stelle schrieb ich, den zehnten

Junius,

Junius, den hier beygefügten Brief an den König (**).

Sehnlichst erwartete ich des Königs zweiten Brief. Als aber dieser den sechszehnten Junius nicht kam, entdeckte ich dem Herzog von York mein

(**) Sire. Je me trouverois le plus heureux des hommes, si ma présence pouvoit etre utile à Votre Majesté. Dépuis quarante ans je l'ay suivie de loin avec le même coeur, avec le quel je vai partir pour Potsdam.

Le Duc de York m'auroit fait partir comme un éclair, s'il sçavoit ce que Votre Majesté m'a fait l'honneur de m'ecrire. Mais j'ay crû devoir me conformer exactement aux ordres de Votre Majesté, puisqu'Elle a jugé apropos d'attendre ma reponse, avant de m'envoyer Sa Lettre pour le Duc.

Si on etoit bon médecin à proportion du désir de l'etre, je crois que Votre Majesté seroit guérie au premier instant où j'aurai l'honneur de La voir.

J'attends cet instant avec impatience, enthousiasme, et courage.

mein Geheimniß, und Seine Königliche Hoheit vertraute dasselbe, auf mein Verlangen, an die Königlichen Herren Minister, ohne deren Erlaubniß ich mich von Hannover nicht entfernen darf. Endlich erhielt ich wieder, nicht durch eine Staffette und nicht durch einen Courier, sondern durch die öffentliche Post, den zwanzigsten Junius, nachstehenden zweiten Brief des Königs (*) und verreiste auf der Stelle nach Potsdam.

Leise

(*) Monsieur le Docteur et médecin Zimmermann. Je suis très sensible au plaisir, que selon votre lettre du 10 de ce mois, qui vient de m'etre rendüe, vous voulés bien me faire, de venir et de vous arreter quelque tems auprés de moi. Je vous attends donc, et vous envoye ci-joint la lettre pour Son Altesse Royale le Duc de York, dont je vous ai parlé ci-devant, que vous aurés la bonté de Lui remettre de ma part. Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait en sa sainte et digne garde.

à Potsdam le 16. de Juin 1786.

Federic.

Leise schlich ich mich durch Braunschweig, Magdeburg und Brandenburg, unter dem Namen eines nach Petersburg reisenden Kaufmanns. Sogar am Thore zu Potsdam, wo ich in der Nacht vom drey und zwanzigsten Junius ankam, nannte ich zwar meinen Namen; aber als der wachthabende Officier nach der dort eingeführten Art wissen wollte, ob ich in meinen eigenen oder in öffentlichen Angelegenheiten nach Potsdam komme, ob ich Aufträge an den König habe, und dergleichen mehr, sagte ich: ich sey blos als ein Reisender hier, und einzig und allein in der Absicht nach Potsdam gekommen, um Potsdam meiner Frau zu zeigen!

Aber kurz vor Mitternacht, als ich schon mit meiner Frau im Wirthshause war, gieng plözlich und mit einem Donnerschlag, unsere Thür auf. Ein junger Officier von dem ersten Bataillon der Garde trat herein, und fragte mich rasch und peremptorisch: ob ich auf Befehl des Königs hier sey?

Das schien mir, unter solchen Umständen, eine sonderbare Frage von einem Lieutenant. Ich fragte also eben so peremptorisch: Mein Herr, fragen Sie mich so, auf Befehl des Königs? Ja, sagte der Lieutenant; also Ja sagte ich auch, und zu flog die Thür mit einem leisern Schlag. Was ich an dem Thore und im Wirthshause den Officieren geantwortet hatte, ward dem König den andern Morgen um vier Uhr, wörtlich und pünktlich gemeldet; und allerdings hatte der König befohlen, daß Ihm meine Ankunft gleich gemeldet werde. Lieb war mir das, denn der König sah doch, aus meinen Antworten an seine Officiere, meine Verschwiegenheit und Discretion; und in der Folge hatte ich Gelegenheit davon Proben abzulegen, die dem Könige nicht misfielen.

Vier und zwanzigster Junius. Dieß war der erste und schrecklichste Tag meines Aufenthaltes bey dem König. Es war einer der allerschreck-

haftesten und schauderichsten Tage meines Lebens. Kein anderer Tag von allen, die ich bey dem König zubrachte, war diesem gleich; die meisten flossen sanft und stille dahin.

Der König ließ mir, um halb sechs Uhr des Morgens, durch einen seiner Jäger sagen: Er höre daß ich in Potsdam angekommen sey, und wünsche mich diesen Morgen um acht Uhr zu sehen. Ich begab mich um halb acht Uhr, mit grosser Bewegung meiner Seele, aber doch heiter und froh, nach Sanssouci. Als ich ausser dem Brandenburgerthore war, und nun auf dem mir bekannten einsamen Wege, an dem egyptischen Obelisk vorbey, gegen den Hügel von Sanssouci fuhr, warf sich mein Herz mit dem höchsten Feüer und mit der höchsten Inbrunst nieder vor Gott. Wie ich, in diesen Augenblicken betete, ward vielleicht nie auf diesem Hügel gebetet. Als ich oben auf dem Hügel vor der kleinen Wohnung des grossen Königs ankam, umgab mich da, nah und

fern,

fern, die feyerlichste Stille; ich erblickte nichts als Einsamkeit und Ruhe.

Ein Herr, den ich nicht kannte, führte mich in das Zimmer, wo die geheimen Secretaire oder geheimen Kabinetsräthe des Königs beym Anbruche des Tages izt gewöhnlich hinkamen. Er sagte mir, ich möchte da warten, bis der Kammerdiener des Königs komme, der mich dann gleich zu seiner Majestät führen werde. Indessen blieb dieser Herr bey mir, und ich kam mit ihm in ein sehr seltsames Gespräch. Er fragte mich, auf Verlangen verschiedener Personen in Berlin, die meinen medicinischen Rath haben wollten: wie lang ich in Potsdam bleiben, und ob ich nach Berlin kommen werde? Er hatte auch, in seiner Tasche, ein Gedicht der Frau Karschinn über meine Ankunft in Potsdam.

Geheimnisvoller hätte ich mich, wegen meines Rufes nach Potsdam, nicht betragen können, als ich mich dabey, und auf der ganzen Reise betrug,

sagte ich; und wie ist das möglich, mein Herr, daß Sie vollends schon ein Gedicht der Frau Karschinn, auf meine Ankunft in Potsdam in der Tasche haben?

Lächelnd erwiederte mir der Herr: die ganze Stadt Berlin wisse, seit einigen Wochen, daß mich der König zu sich gerufen habe; und, weil ich nicht gekommen sey, so habe man in Berlin versichert, ich habe dem König geschrieben; ich sey im Pyrmont, und könne nicht kommen!! —

Vor Erstaunen war ich nun fast ausser mir, weil ich glaubte, hier in Sanssouci, stehe ich doch auf dem geheimnisreichsten Fleck von ganz Europa! Am Ende erklärte sich aber die Sache sehr natürlich. Die Nachricht, daß mich der König gerufen habe, gieng in den Kanal durch den Alles in der Welt geht, und durch den Alles in die Welt kommt. Eine sehr vornehme Dame, die Schwester eines Herrn der wissen konnte daß der König an mich geschrieben hatte, erfuhr dieß ingeheim, und so

erfuhr

erfuhr es dann auch ingeheim, der ganze Hof und die ganze Stadt Berlin.

Aber, mein Herr, wie befindet sich der König, und wer ist des Königs Arzt? Der König, erwiederte mir der Herr, befindet sich sehr schlecht, und Er hat izt keinen andern Arzt, als seinen Kammerhusar.

Sein Kammerhusar ist sein Arzt? Ja, und dann zwischendurch und zuvorderst auch der König selbst. Dieser Kammerhusar ist der erste Kammerdiener des Königs. Er heißt Herr Schöning. Sehen sie, da kommt Er, und führet sie izt gleich zu dem König.

Herein trat Herr Schöning, begrüßte mich artig und höflich, aber sehr ernsthaft, und mit grosser Besonnenheit. Ich dachte in diesem Augenblicke: zunächst nach dem König, muß ich doch hier mit Herrn Schöning am besten stehen. Also faßte ich mich auch zusammen, und sagte und that alles was mich Menschenkenntniß und Menschen-

erfahrung in meinem ganzen Leben gelehret hatten, um izt, so gut ich konnte und vermochte, den Herrn Kammerhusar zu studiren und zu gewinnen.

Herr Schöning zeigte sich mir auch bald wie er ist. Ich fand an Ihm, einen Mann von Verstand, Gefühl, und Klugheit, der mit grosser Ueberlegung, aber wahr, und sehr gut sprach. Er schien den König durch und durch zu kennen. Bald zeigte sich mir Herr Schöning auch als ein Herzensfreünd des schon seit geraumer Zeit von dem König verabschiedeten Herrn Professors Selle in Berlin. Dieß vermehrte die gute Meinung die ich schon von Herrn Schöning hatte, denn dieß war nicht Hofmanier. Aber weil es ihn doch verdriessen mußte, daß ich, als ein Fremdling, izt in die Stelle seines Herzensfreündes bey dem König trat: so machte dieser Gedanke, oder vielmehr dieser Argwohn, mich gleich mit ihm, und in Absicht auf Alles was ich sprach und that, äusserst behutsam.

An

An Herrn Schönings Seite, gieng ich nun bis in das lezte Vorzimmer, vor die offene Thür des Königs. Da sah ich, unmittelbar vor der Thür des Königs, auf einer Commode, an eben der Stelle, wo ich im Jahre 1771 zwei Portraite Kaiser Josephs des zweiten in gleicher Lage gegen einen Spiegel hingestellet fand, ein schönes und grosses Portrait dieses Kaisers. Hier fragte ich noch einmal, im schnellen Vorbeygehen, mein Herz: wie ist dir zu Muthe? Es war mir wohl — im Andenken der Gedanken und Empfindungen die ich hatte, als ich, den egyptischen Obelisk vorbey an den Hügel von Sanssouci kam; und so trat ich vor den König.

Auf einem grossen Lehnstuhl, mit dem Rücken gegen die Wand wo ich herein trat, saß der König. Er hatte einen alten, grossen, schlichten, vor Jahren abgetragenen Hut mit einer eben so alten weissen Feder, auf dem Kopf. Er war gekleidet in ein Cassakin aus helleblauem Atlas, vorne her-

unter ganz von spanischem Taback gelb und braun gefärbt. Uebrigens war Er in Stiefeln. Er lehnte ein erschrecklich geschwollenes Bein auf ein Tabouret; das andere hieng.

Äusserst gnädig und freündlich nahm der König seinen Hut ab, und sagte mit einer entzückend angenehmen Stimme: Monsieur je vous remercie bien de la complaisance que vous avés bien voulu avoir de venir ici, et de la promptitude avec laquelle vous avés fait votre voyage.

Das Gefühl hatte ich nun eben nicht, daß ich geschwind gereiset sey. Aber ich dachte, der König wird wohl wissen, daß man izt, bey dieser trockenen Witterung, im Brandenburgischen allenthalben im Sande stecken bleibt; wird auch wohl wissen, wie lahm die Postpferde in diesen Gegenden sind; und also machte ich, meiner Schneckenschritte wegen, keine Entschuldigung.

Der Herzog von York, sagte ich, hat mir aufgetragen Eüer Majestät diesen Brief zu überreichen.

Der

Der König las den Brief, und nun kam es zu folgender Unterredung.

König. Ich bin dem Herzog von York sehr verbunden, daß er Sie (**) hat wollen hieher kommen lassen.

Ich. Der Herzog von York wünschet eben so herzlich als ich, daß mein Hieherkommen für Euer Majestät nützlich seyn möchte.

König. Wie befindet sich der Herzog von York?

Ich. Sehr gut. Er ist immer freudig, lebhaft, und feuervoll.

(**) Dieses Sie statt Ihn, und das so oft wiederkommende Sie statt Er, wird manchem Pedanten, in Augen und Magen und Bauch, so weh thun, daß Er gewiß alles übrige was er etwa hier sehen könnte, darüber nicht sehen wird. Der König nannte mich weder Er, noch Ihr, noch Du; denn Er sprach immer und ohne Ausnahme Französisch mit mir, und bediente sich also immer des Wortes vous, das übrigens jeder übersetzen mag wie es ihm beliebt.

König. Ich liebe den Herzog von York so zärtlich als irgend ein Vater seinen Sohn lieben kann.

Ich. Der Herzog fühlet sehr lebhaft den hohen Werth der Gesinnungen, womit Eüer Majestät ihn beehren.

König. Sie sehen mich sehr krank.

Ich. Den Blick Eüer Majestät, finde ich seit funfzehn Jahren da ich die Ehre hatte Sie hier zu sehen, nicht verändert. In den Augen Eüer Majestät sehe ich keine Verminderung ihres Feüers und ihrer Kraft.

König. O ich habe sehr gealtert, und bin sehr krank.

Ich. Deütschland und Eüropa werden nicht gewahr, daß Eüer Majestät alt und krank sind.

König. Meine Geschäfte gehen ihren gewöhnlichen Weg.

Ich. Eüer Majestät stehen des Morgens um vier Uhr auf, und verlängern und verdoppeln dadurch ihr Leben.

König.

König. Ich stehe nie auf, denn ich gehe nie zu Bette. In dem Lehnstuhl, wo sie mich sehen, werden meine Nächte hingebracht.

Ich. Euer Majestät schrieben mir: das Athemhohlen werde Ihnen seit sieben Monaten sehr beschwerlich.

König. Engbrüstig bin ich, aber die Wassersucht habe ich nicht. Sie sehen indessen wie meine Beine geschwollen sind.

Ich. Wollen Euer Majestät erlauben, daß ich ihre Beine etwas näher besehe?

(Nun ward Herr Schöning gerufen, der an der offenen Thür des Vorzimmers stand, damit er dem König die Stiefel ausziehe.)

Ich kniete an die Erde, besah die ganz bis an die Lenden mit Wasser angefüllten Beine des Königs. — und schwieg!

König. Ich habe keine Wassersucht.

Ich. Mit der Engbrüstigkeit verbindet sich oft starke Geschwulst in den Beinen. Wollen

Euer

Eüer Majestät erlauben daß ich ihren Leib befühle?

König. Mein Leib ist izt dick, weil ich aufgebläht bin. Da ist kein Wasser.

Ich. Ausgespannt ist der Leib, aber nicht hart. Darf ich den Puls Eüer Majestät untersuchen?

Der Puls war voll, stark, und sehr fieberhaft. Sehr beklommen war der König auf der Brust, und Er hustete unablässig.

Ich. Der Puls ist nicht schwach.

König. Man kann mich nicht heilen. Nicht wahr?

Ich. Erleichtern, Sire!

König. Was rathen sie mir?

Ich. Vorerst nichts. Aber sogleich werde ich mir die ganze Krankheitsgeschichte Eüer Majestät von ihrem Kammerdiener erzählen lassen, und alles lesen was die Aerzte Eüer Majestät darüber geschrieben haben. Dann werde ich die Ehre haben meine Meinung zu sagen.

König.

König. Recht so. Schöning ist von Allem unterrichtet.

Nun nahm der König sehr freündlich den Hut ab, und sagte: Ich danke ihnen nochmals, daß sie haben hieher kommen wollen; haben sie die Güte diesen Nachmittag um drey Uhr mich wieder zu besuchen.

Mit Herrn Schöning gieng ich nun wieder nach dem Zimmer der geheimen Kabinetsräthe ausserhalb des königlichen Schlosses. Meine Meinung sagte ich nicht. Aber daß bey dem König die Wassersucht, nicht nur in vollem Anzuge, sondern wirklich vorhanden sey, daran hatte ich gar keinen Zweifel. Sehr verdächtig war mir auch der Zustand der Brust, nicht nur etwa wegen der Engbrüstigkeit, die auch anderswo ihren Sitz haben kann, oder wegen des Wassers das sich dort mochte gesammelt haben, sondern auch wegen eines Geschwürs, das mich der heftige Husten, und der fieberhafte Zustand, befürchten ließ. Was

ich

ich dem König über seinen seit 1771 unveränderten Blick gesagt hatte, war insoweit wahr; aber auch nicht viel gesagt. Das Gesicht war nicht nur sehr blaß und mager, sondern zumal von der weißgelben Blässe, welche nicht nur die übelste Beschaffenheit der Säfte sondern auch der festen Theile anzeigt, und unter solchen Umständen von der übelsten Bedeütung ist. Auch die Hände fand ich aüsserst entfärbt, mager, und dürr; den Leib sehr stark, und die Beine bis ganz oben an die Lenden so fürchterlich geschwollen als nur irgend Beine geschwollen seyn können.

Alle den Zustand des Königs betreffende Papiere, wurden mir von Herrn Schöning vorgeleget. Sie bestanden in einer grossen Menge von Briefen an Herrn Schöning, von Herrn Professor Selle in Berlin. Dieser vortrefliche Arzt war mit Herrn Schöning über den Zustand des Königs beynahe in täglicher Correspondenz; vieles aus diesen Briefen ward vormals dem

König erzählet. Sodann zeigte mir Herr Schöning auch, eine etwas lebhaft gewordene Correspondenz zwischen dem eigentlichen Arzte des Königs, Herrn Selle, und dem Herrn Geheimenrath und Leibarzt Cothenius. Aus allem sah ich, daß Herr Selle auf eine ganz unverbesserliche Weise den Zustand des Königs, ganz von Anfang her bis ans Ende, beobachtet, beurtheilt, und behandelt hatte. Mit Schrecken hörte ich aber auch: der König habe die allerausgesuchtesten und seinem Zustande angemessensten Arzneyen, nie über einmal oder zweymal gebraucht; Er sey äusserst eingenommen gegen alle Arzneymittel, mit Ausnahme eines gemeinen Digestivpulvers, eines kleinen Pulvers aus Rhabarber und Glaubers Salz, und einiger anderer Kleinigkeiten, an die Er einzig und allein glaube und denen Er einzig und allein traue. Ueber alle Begriffe gehe sodann die Unmässigkeit des Königs im Essen. Nichts gleiche dem Feuer, womit man alle seine Speisen würze,

und

und womit Er täglich seine Eingeweide verbrenne. Die unverdaulichsten Speisen seyen seine liebsten Speisen; nichts esse Er, zum Exempel, lieber als Preussische Erbsen, die härteste Art von Erbsen in der Welt: Erbsen von denen man sogar in Niedersachsen und vollends in Westphalen sagen würde, sie sind zu hart! — Oft befalle Ihn daher bey Tafel, Uebelkeit und Erbrechen, und ein paarmal in jeder Woche, gleich nach dem Essen eine heftige Colik. Kein Mensch dürfe hierüber Vorstellungen machen. So oft der König durch seine Aerzte, Herrn Selle, Herrn Cothenius, Herrn Frese, und Herrn Theden, beredet worden, irgend ein Arzneymittel zu versuchen, habe Er deswegen seiner Unmässigkeit im Essen keine Schranken gesetzet. Er habe zuweilen das Mittel gelobt, nachdem Er die erste Dose davon eingenommen; aber gleich nach der zweiten Dose, bey der ersten Uebelkeit, bey dem ersten Erbrechen, bey der ersten Colik, bey der ersten üblen Nacht,

habe

habe der König gesagt: dieß ist die schändliche Folge der Arzneyen die man mir giebt! Erschrecklich habe Er dann auf Aerzte und Arzneykunst gescholten; höchst erbärmlich habe Er dann seinen Aerzten die Köpfe gewaschen, und sie gleich auf der Stelle nach ihrer Heimat versendet. Eben dieses Los habe Herr Selle gehabt, wie alle übrigen Aerzte. Dann habe der König, sobald Er sich die Aerzte vom Leibe geschaffet, wieder gegessen und gelitten, und nichts als seine kleinen Mittelchen gebraucht. So sey die Krankheit des Königs zu dieser fürchterlichen Höhe gestiegen. So werde es nun ferner gehen, und so werde die Krankheit steigen bis zum Tode.

So sprach Herr Schöning. Alles was er sagte, trug den Stempel der Wahrheit, wie ich an dem nemlichen Tage, und in der Folge, es zum Theile selbst sah und erfuhr. So jämmerlich mich auch dieß alles hätte niederschlagen sollen, fuhr ich doch, da der König mich so äusserst gnädig aufge-

nommen hatte, im Vertrauen auf die Fürsehung Gottes, und im Glauben an die Hand die mich in meinem Leben aus so vielen Gefahren gerettet, ganz ruhig und zufrieden von Sanssouci zurück nach Potsdam, und hatte, von dem was mir am nemlichen Tage noch bevorstand, keine Ahndung.

Den König sollte ich also um drey Uhr des Nachmittages wieder sehen. Aber gleich nach halb ein Uhr, als ich mich eben zu Tische sezte, kam ein königlicher Jäger, mit der Nachricht: Seine Majestät wünschen mich zu sehen, sobald ich gegessen habe! — Ich aß nichts, und flog nach Sanssouci.

Am Hügel von Sanssouci, fuhren zwey Herren von der täglichen Tischgesellschaft des Königs, der Herr Graf Lucchesini und der Herr General Graf von Görtz bey mir vorbey. Dieß erschreckte mich, da die Tafel des Königs sonst nicht so frühe aufgehoben ward. Bey meiner Ankunft in Sanssouci, erfuhr ich von Herrn Schöning, daß

der König vom Morgen bis Mittag immer heftiger gehustet, einen schrecklichen Anfall von Engbrüstigkeit habe, und in einem fort sehr viel Blut auswerfe.

Fürchterlich war schon der erste Anblick, als ich vor den König kam. Der König konnte nicht sprechen. Er hustete entsezlich, und jedesmal gieng ihm viel Blut aus dem Munde. Das Athemhohlen war ein mühsames und schreckhaftes Streben nach Athem. Schlag auf Schlag kamen Augenblicke, in welchen es schien, der König verfalle in einen tödtlichen Stickfluß. In seinem Lehnstuhl konnte Er zuweilen nicht mehr sitzen, man mußte Ihm auf die Beine helfen, und Ihn mit allen Kräften halten: denn alle Kräfte schienen verlohren, und der Kopf lag dem König auf der Brust. Aber bald sank Er dann wieder in seinen Lehnstuhl, und wenn der entsezliche Husten nachließ, erfolgte ein tiefer Schlummer. Convulsivische Bewegungen entstanden im Gesichte;

zuweilen hörte ich ein leises Stönen und Wimmern. Stark und schnell schlug der Puls, aber nicht unordentlich.

Lange stand ich vor dem König, eh Er ein Wort sprechen, oder ich ein Wort anbringen konnte. Es schien immer als würde der König auf der Stelle ersticken. Als ich Ihn zum erstenmal sprechen hörte, sagte Er: zu diesem allem habe ich noch eine heftige Colik. Aber kaum hatte ich ein Wort ausgesprochen, so lag Er wieder in seinem Schlummer, so bewegte sich sein Gesicht wieder convulsivisch, und so hörte ich wieder das Stönen. Dann riß die Gefahr des Erstickens den König wieder aus seinem Schlummer. So folgte dann wieder ein entsezlicher Husten, und das Blut gieng dann wieder häufig aus dem Munde.

Dieser fürchterliche Auftritt hatte etwa eine halbe Stunde gedauert, als der König wieder ein wenig zu sich selbst kam. Ich bat um Erlaubniß

auf der Stelle etwas zur Erleichterung thun zu dürfen. Nun kam es zu folgenden Worten.

König. Was wollen sie thun?

Ich. Die Brust erleichtern, dem Blutspeyen widerstehen.

König. Das Blutspeyen ist nichts. Ich habe im siebenjährigen Kriege, auf eben diese Art, Blut ausgeworfen. Was soll ich gegen meine Colik thun?

Ich. Ein Clistier nehmen.

König. Das geht den Augenblick wie ein Pistolenschuß weg. Doch ich werde es versuchen. Aber was thue ich weiter?

Ich. Was sich ohne Vermehrung der Colikschmerzen thun läßt, muß zur Erleichterung der Brust geschehen. Euer Majestät nehmen Oxymel, und Salmiack.

König. Das Oxymel hilft mir nichts. Was soll der Salmiack?

Ich. Er wird kühlen, welches sehr nöthig ist, die Brust erleichtern, und die Colik nicht vermehren.

König. Verschreiben sie mir Salmiack; und sagen sie mir dann, ob sie über meinen ganzen Zustand izt recht unterrichtet sind.

Ich. Das bin ich zwar. Aber haben Eüer Majestät die Gnade, den Professor Selle von Berlin hieher kommen zu lassen, damit ich mit ihm einen Plan verabreden könne, wie Eüer Majestät künftig behandelt werden müssen. Selle kennet ihren Zustand am besten; hat von Anfang und immerfort am besten darüber geurtheilt, und Eüer Majestät immer gut gerathen (*).

König. (mit einem erschrecklichen Gesichte, blitzenden Augen, emporgeworfenen Kopfe, und einer Stimme, wie ich in meinem Leben keine Stim-

(*) Damals wußte ich noch nicht, daß der König dem eben so rechtschaffenen als scharfsichtigen Herrn Professor Selle, mit einer Art von Groll vorwarf: Er habe Ihm am Anfang des Junius (es war der fünfte dieses Monats, wenn ich nicht irre) die unlaügbare Wahrheit, daß Er unheilbar sey, zu deutlich merken lassen; daß

Stimme gehöret habe) Diesen Plan erwarte ich von Euch?

Ich. Diesen Plan werde ich Euer Majestät in der Folge vorlegen. Heute muß ich wider die gegenwärtigen Zufälle thun was möglich ist.

Alle Kräfte des Königs schienen durch diese kurze Unterredung erschöpfet. Gleich darauf verfiel Er wieder in einen tiefen Schlummer, der Kopf lag Ihm auf der Brust, und das Gesicht bewegte sich wieder convulsiwisch. Der König hatte ein weisses Schnupftuch in der Hand, das aussah als hätte man es in Blut getaucht. Es war mir daran gelegen, zu wissen, ob Eiter mit dem Blute vermischet sey. Auf einem nahen Tische sah ich ein reines Schnupftuch; ich nahm es in die eine

 Hand,

daß Er darüber höchst aufgebracht war, und den guten Selle deswegen verabschiedete; und deswegen den sechsten Junius an mich schrieb, um mich zu fragen, ob ich Lust habe nach Potsdam zu kommen.

Hand, und mit der andern nahm ich leise das blutige Schnupftuch aus der Hand des Königs. Indem ich dieß that, erwachte der König, fuhr auf mit dem Kopfe, sah mich entrüstet (**) an, ließ

(**) Ein wahrer Charakterzug dieses Helden, wie diejenigen wissen werden, die Ihn verstehen. In meiner Hand, hatte ich das mit seinem Blute gefärbte Schnupftuch! Das Tuch, mit Friedrichs Blute gefärbt, in meiner Hand, in der Hand eines Arztes — sagte doch mehr als Friedrich wissen wollte, und vielleicht auch mehr, als Er mir erlaubte zu wissen. Held wäre vielleicht der Mensch nicht immer, wenn er immer über das dächte oder denken hörte was er sieht. Entrüstet war darum Friedrich der Grosse in der Schlacht bey Torgau, gegen diejenigen Generale und Adjutanten (wie ich es aus dem Munde eines der leztern in Wörlitz hörte) denen Er, etwas zu rasch und zu schnell gestanden hatte: Mich traf so eben eine Kugel auf die Brust! — Matt war zwar die Kugel; aber der König bemerkte es nicht gleich. Kurz und gut, Er ärgerte sich hinterher, daß Ihm diese Worte entgangen waren.

ließ aber zu meinem grossen Glücke, den Kopf gleich wieder sinken, und verfiel gleich wieder in den vorigen Schlummer. Äusserst leise legte ich indeß, das reine Schnupftuch in die Hand des Königs; sodann besah ich das andere, fand nichts darinn als reines Blut, wenig Schleim, und keinen Eiter.

Lange schlummerte nun der König, und athmete dabey mit äusserst beklommener Brust. Indessen kam der Salmiack. Als der König bey fürchterlichem Husten wieder aufwachte, sagte ich, der Salmiack ist da! Der König schüttelte den Kopf — nahm den Salmiack, auch ein Clistier, und verfiel wieder in einen Schlummer; und dieser daurte über eine Stunde, unter beständigen Verziehungen der Gesichtsmuskeln! So lange war ich bey dem König ganz alleine; einer, und bisweilen beyde Kammerhusaren, waren in dem ersten Vorzimmer.

Alleine, war ich, armer Fremdling, also da, bey dem König in Preussen, der entrüstet über

mich schien; am ersten Tage nach meiner Ankunft, eh ich irgend etwas von Erheblichkeit hatte sagen und thun können: und in der gegenwärtigen Gefahr, diesen an der Spitze des achtzehnten Jahrhunderts stehenden Held und König, den Europa so oft gefürchtet und immer bewundert hat, unter meinen Augen vergehen, hier — einsam in meinen Armen sterben zu sehen!

Errathen wird jeder, der jemals in der grösten Gefahr und in dem schreckhaftesten Gemüthszustande war, was ich in dieser Lage empfand! Eine brennende Hitze herrschte diesen ganzen Tag hindurch; der Schweiß fiel mir herunter vom Angesichte wie ein Regen. Aber Blut hätte ich geschwitzet, wenn man könnte Blut schwitzen.

Bey dem schrecklich grossen Manne stand ich da, ganz alleine, in der allgemeinsten feyerlichsten Stille und weit umher herrschenden Ruhe; und darum gieng mir auch mancher mich zerstreüender, und auch zuweilen ein herzerhöhender Gedanke

durch den Kopf. Bald heftete ich meine Augen auf Ihn — bald auf ein herrliches Brustſtück des Marcus Aurelius, aus weiſſem Marmor und vielfärbigem Achat, das neben Ihm auf dem Kamin, ſeinem Bette gegenüber ſtand; und erinnerte mir dabey die Stelle aus Friedrichs Epiſtel an Keith: Vertueux Marc Aurèle, l'exemple des humains, mon héros, mon modèle! Ohne von dem Fleck zu weichen worauf ich ſtand, betrachtete ich alles, was mir an dem König, und in ſeinem Zimmer auffiel. Bey ſeinem übrigens etwas cyniſchen Anzug, hatte der König an der linken Hand zwey Ringe, jeden von einem ſehr groſſen Solitairbrillanten; an der rechten Hand einen Ring von geringem Werth und groſſer Bedeutung, einen groſſen ſchleſiſchen Chryſopras, alſo das beſtändige Merkzeichen ſeiner Eroberung Schleſiens. Zur Seite, vor der offenen Thür des erſten Vorzimmers, frappirte mich immer das ſchöne Portrait Kaiſer Josephs des Zweiten, das der König

da

da grade vor sein Auge gestellet zu haben schien: um diesen grossen und unternehmenden Monarch nie aus seinem Auge zu verlieren.

Aber so oft ich dann wieder an mich, und an meine gegenwärtige schreckliche Lage dachte, sprach ich zu mir selbst: nun ist es wohl allgemein bekannt, daß dieser grosse König da — mich zu sich hat rufen lassen! Zu grösserer Ehre kann kein Arzt in der Welt gelangen. Und der Neid, der nicht verträgt, daß einem andern etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet was Ihm nicht auch begegnet, wie fürchterlich wird der nun über mich, in allen Ländern, wo mir etwa Aerzte aus der niedrigen Classe, gelehrte Herren, und Schulmeister, nicht gut sind, mit den Zähnen knirschen? Aber ach, wüßte doch das arme neidische Pack, wie mir izt ist, welche Angst, welcher Unmuth, welche Gefahren, und welche Schrecken mich umgeben: O gewiß, es würde gestehen, solches Glück wünschen wir uns nicht!

Daß

Daß der König heute nicht sterben werde, sagte ich mir dann doch immer zwischendurch. Erstlich, weil Er gar nicht den Puls eines Sterbenden hatte, und weil die Lebenskräfte, alles bösen Anscheins ungeachtet, wie ich aus dem Pulse sah, nicht gesunken waren. Zweitens, weil ich dachte, dieser Sturm sey vielleicht nur von periodischer Natur, und eben deswegen begleite ihn mehr Schrecken als Gefahr.

Indem ich mit meinen Gedanken so hin und her wanderte, weckten endlich, Herzensbeklemmung, fürchterlicher Husten, und gegenwärtig scheinender Stickfluß, den König wieder auf. Er sagte, sobald Er sprechen konnte: der Salmiack hilft mir nicht, Ich will mein Digestivpulver nehmen? Es bestand aus Cremor Tartari, Salpeter, und Krebsaugen. Ich antwortete: ja Ihr Majestät, nehmen Sie ihr Digestivpulver; es öfnet Ihnen den Leib, und dieß wird Sie beruhigen.

Genom-

Genommen ward das Digestivpulver, und nun kamen eine grosse Menge offener Briefe: alles was der König, am frühen Morgen dieses Tages, auf alle aus allen Ländern und seinem ganzen Reiche, in der lezten Nacht, eingeloffenen Depeschen, Berichte und Briefe, geantwortet hatte. Auf einen kleinen Tisch, neben den Lehnstuhl des Königs, wurden diese Briefe hingeleget. Mit zitternder Hand ergriff der König die Menge Briefe, und fieng an, seiner grossen Schwäche und Hinfälligkeit ungeachtet, zu lesen. Ich trat um einige Schritte zurück hinter den König, in die Thür des Vorzimmers. Alle diese Briefe, die aber wohl sehr kurz seyn mochten, las der König, und unterschrieb sie, mit seiner zitternden Hand. Als dieses Geschäft beendigt war, trat ich wieder vor den König, der einige Worte mit mir über seinen Zustand sprach, und dann wieder einschlummerte.]

Abwechselnd ward nun wieder geschlummert und gehustet; aber mit weit wenigerm und gerin-

germ Blutauswurf. Meine Meditationen sezte ich, indem der König schlummerte und ich wieder eine Stunde einzig und allein bey Ihm war, über alles fort, was mir etwa das Herz heben konnte. So schrecklich diese Scene auch war, so stählte mir doch, eben ihre Größe den Muth. Wenn ich dieß überstehe, da glücklich hindurch komme, diesen grösten und schrecklichen Mensch am Ende doch vielleicht gewinne, dachte ich mit einer Art von Enthusiasmus: so macht mich auch gewiß, weiter nichts in der Welt verlegen; so trete ich, mit der grösten Furchtlosigkeit vor jeden Grossen der Welt; und so sehe ich kühn und ruhig, allen Menschen auf Erden ins Gesicht.

Ab und zu, wenn der König wachte, sprach Er mit mir ein Wort. Endlich kamen einige Stuhlgänge, und der König wachte allmählig länger, hohlte nicht mehr so ängstlich den Athem, sagte daß seine Colik nachlasse, und verabschiedete mich endlich, nachdem ich vier ganze Stunden auf

diesem gefährlichen Posten ausgehalten hatte, mit einer ziemlich verdrießlichen Mine, und mit diesen Worten: Kommen sie Morgen frühe um halb sieben Uhr wieder!

Fünf und zwanzigster Junius. Als ich, um halb sieben Uhr des Morgens, im lezten Vorzimmer erschien, um zu dem König zu gehen, übergab mir der zweite Kammerhusar tausend Thaler in Bancozetteln, und sagte: der König lasse mir wissen, dieß sey für meine Reisekosten von Hannover nach Potsdam; für meine Rückreise von Potsdam nach Hannover, werde ich wieder tausend Thaler erhalten.

Nun trat ich vor den König, der mich sehr gnädig, sehr höflich, und sehr milde anredete, sehr zufrieden war, und von sehr guter Laune. Ich habe weit besser geschlafen, sprach Er, als ich es erwarten durfte, und ich befinde mich nun ganz anders, als gestern. Er hustete wirklich sehr viel weniger, warf nur ein Weniges von Blut aus,

viel

viel weniger war seine Brust beklommen, und der Puls ziemlich ruhig.

Ich bedankte mich nun für das Geschenk, das ich so eben erhalten hatte. Der König antwortete mir hierauf: c'est moi qui vous suis obligé de la complaisance que vous avés eu de venir ici.

Izt ward über den gegenwärtigen Zustand gesprochen. Vorerst, sagte ich, werde es am besten seyn bloß mit kühlenden Arzneyen fortzufahren, und dabey sehr sorgfältig darauf zu sehen, daß hinreichende Leibesöfnung erfolge. Damit war der König sehr zufrieden. Er verabschiedete mich auf die allerhöflichste und gnädigste Art, und sagte: haben sie die Güte diesen Nachmittag um drey Uhr wieder zu kommen.

Ich kam. Der König unterhielt sich mit mir, über eine halbe Stunde, sagte kein Wort von seinem Zustande, war sehr heiter und aufgeweckt, spie zwischendurch ein wenig Blut, und sprach in einem fort von englischer und französischer Litteratur.

Zum Exempel.

König. Locke und Newton waren die grösten Denker unter den Menschen; aber die Franzosen verstehen doch besser als die Engländer, die Dinge gut zu sagen.

Ich. Die Englische Sprache ist allerdings sehr geschickt zum Vortrage spekulativer Philosophie und aller höhern Wissenschaften. Aber auch im Parlamente lebet, in ununterbrochener Reihe, aus der Asche eines brittischen Demosthenes ein andrer wieder auf. Die Englische Sprache beüget sich auch zu dem edelsten Vortrage in historischen Werken; und steht unter keiner in Werken von Witz und Laune.

König. Hume und Robertson sind Geschichtschreiber vom ersten Range. Ich schätze beyde sehr hoch.

Ich. Gibbon übertrift sie vielleicht beyde. Alle Würde und jeder Reitz des historischen Styls, sind in Gibbon vereinigt. Seine Perioden haben

einen

einen entzückenden Wohlklang, und alle seine Gedanken haben Nerv und Kraft.

König. Was hat Gibbon geschrieben?

Ich erzählte nunmehr den Hauptinhalt von Gibbons Werke über die Abnahme und den Sturz des Römischen Reiches.

Der König hörte mich mit grosser Aufmerksamkeit, und ließ mich lange reden, ohne mich zu unterbrechen. Es schien als wenn Ihm meine Erzählung angenehm wäre. Nun warf Er noch einen Blick auf unsere Litteratur.

König. Wie steht es mit den Wissenschaften in Hannover?

Ich. Wir haben viele sehr gute und sehr geschickte Köpfe in Hannover. Ohne es sich merken zu lassen, wetzet sich ein Kopf an dem andern; und jedes Jahr entstehen dann daher einige Funken. Die Hannoveraner haben ihre Einsichten dem guten Unterricht von Göttingen zu verdanken.

König. Göttingen hat sich sehr hervorgethan; aber doch ist kein Hannoveraner dort Professor!

Ich. Viele der geschicktesten Männer Deútschlands leben und lehren in Göttingen. Aber verschiedene ausgezeichnet gute Köpfe unter den göttingischen Professoren sind doch auch gebohrne Hannoveraner: zum Exempel Wrisberg und Meiners.

König. Ich kenne Meiners. Er hat ein gutes Buch über die Schweiß geschrieben.

Ich. Ein sehr gutes Buch, und mit wahrer Liebe für die Schweiß geschrieben; wofür man aber auch, aus allen dreyzehn Cantonen, nach Meiners Kopfe mit Steinen warf.

Ein Weniges ward nun noch von der Schweiß, etwas von Haller, und einigen Gelehrten gesprochen. Der König sprach von Hallern mit grosser Güte und Gelindigkeit, ein Beweis daß Usong nicht bis zu Ihm gekommen war; und von einigen andern Gelehrten bitter, und schneidend!

Zulezt

Zulezt sagte der König wieder auf die gnädigste Art: ich wünsche sehr sie Morgen um acht Uhr wieder bey mir zu sehen.

Sechs und zwanzigster Junius. Der König war wieder äusserst herablassend, sanft, und von der besten Laune. Die Unterredung hub auf folgende Weise an.

König. Haben sie den Plan, wie ich behandelt werden soll, geschrieben?

Ich. Nein, Sire! Aber ich habe diesen Plan im Kopfe, und werde die Ehre haben Euer Majestät, wenn Sie mich hören wollen, dieß alles sogleich mit wenigen Worten zu sagen.

König. Sagen sie was sie wollen.

Ich. Euer Majestät haben grosse Verstopfungen, zumal in den Eingeweiden des Unterleibes. Man muß trachten das Stockende aufzulösen, den richtigen Umlauf aller Säfte herzustellen; und, so viel man ohne Nachtheil der Kräfte kann, das Ueberflüssige wegzuschaffen. Zuerst nehmen

Eüer Majestät, ganz allein, ein sehr auflösendes, eröfnendes, und gelinde abführendes Mittel. In der Folge kann man dann die eröfnenden und abführenden Mittel verstärken, und sie durch stärkende unterstützen. Dieß ist mein ganzer Plan, und weiter hinaus weiß ich Nichts.

König. Sie wollen mich also heilen.

Ich. Lindern will ich den Zustand Eüer Majestät, wenn Sie Geduld genug haben, und mir Zeit genug vergönnen. Eine sehr gelinderte Krankheit, ist am Ende, eine halbgeheilte Krankheit.

König. Da haben sie recht. Aber was wollen sie mir denn geben?

Ich. Ein sehr gemeines, allgemein bekanntes, aüsserst einfaches Mittel, dessen sich die Griechen und Römer schon bedienten, den zur Honigdicke eingekochten Saft vom Löwenzahn.

König. Das ist eine Pflanze die ich nicht kenne.

Ich. Sie wächst im Frühling auf allen Wiesen.

König. Den Löwen möchte ich wohl kennen, für den dieser Zahn erschaffen ward.

Ich. (lächelnd) Sire, dieß wird sich bald zeigen.

König. Aber kennen sie die Wirkungen dieser Pflanze aus eigener Erfahrung?

Ich. Aus häufiger Erfahrung.

König. Ich will dieses Mittel nehmen.

Und nun sagte der König noch bey seiner heitern und in diesem Augenblicke comischen Laune: adieu mon cher Monsieur, j'obeïrai à tous vos ordres!

Der Kammerhusar, Herr Schöning, der an der offenen Thüre stand, und diese ganze Unterredung gehöret hatte, war voll Erstaunung, als ich herauskam. Nie, sagte Er, war der König, in medicinischen Sachen so billig und so lenksam; in seinem Leben begegnete Er nie einem Arzte so höflich!

Gegen vier Uhr dieses Nachmittages sah ich den König wieder. Er war wieder aüsserst höflich und zufrieden, und sprach mit mir über anderthalb Stunden von mancherley Dingen. Etwas von dieser Conversation kann ich mittheilen.

König. Sehen sie oft den Herzog von York, und was denken sie von Ihm?

Ich. Den Herzog von York sehe ich, so oft Er meiner bedarf; und dann nebenher, auch noch etwa einmal in der Woche. Er begegnet mir aüsserst liebreich und gütig; es ist mir immer wohl, wenn ich bey Ihm bin. Er ist ein aüsserst liebenswürdiger Herr, und durch seine in England erhaltene Erziehung, so menschlich gesinnet. Er weiß nichts von dem Sultansstolze der allerkleinsten deütschen Prinzen. Nie hat mich der Herzog von York gedrücket oder gequälet, wie kleine deütsche Fürsten bisweilen ihre Leibärzte drücken und quälen. Seine schöne Seele, brachte keine andern als die mit allen Rechten der Menschheit über-

übereinstimmenden Grundsätze, aus England nach Hannover. Unsere Sitten dort, haben sich auch sehr nach Ihm gebildet und gemildert. Die aristokratische Steifsigkeit und den adelichen Uebermuth, vertrieb der Herzog von York, durch seine milde und gefällige Denkart, aus Hannover; und dieß that, sehr kräftig und derbe und zuweilen beynahe mit Kartetschen, auch sein muthvoller Bruder, der junge Seemann, Prinz Wilhelm! Es ist sehr zu wünschen, daß die Söhne unsers Königs immer bey uns bleiben, damit sich, bey dem Adel und dem Bürgerstande in Hannover, die durch diese Prinzen so rühmlich gemilderten althannöverischen, halb plattdeütsch und halb spanisch gewesenen Sitten, ganz verwischen und ganz vergessen. Als ich einst den Herzog von York, des Morgens frühe krank fand, und Ihm sagte, Er möchte mir erlauben daß ich Ihn auf den Abend wieder sehe, antwortete Er mir: kommen sie, wenn sie nichts Besseres zu thun haben! Der Herzog

von York ist nicht so anmassend und nicht so stolz wie mancher kleiner Bürger, mancher kleiner Edelmann von einem halben Quartiere der sich Ihr Gnaden durch seine Domestiken nennen läßt, und ein grosser Schwarm von Bürgersweibern in Hannover.

König. Ich wußte von jeher, recht sehr gut, daß man einst in Hannover so spanisch war, wie sie sagen; und liebe den Herzog von York, auch wegen dieser Sittenreformation, um soviel mehr.

Ich. Ach wie viele trefliche und gute Menschen aus allen Ständen, würden sich freuen, wenn sie wüßten, wie sehr Euer Majestät den Herzog von York lieben!

König. Ich liebe den Herzog von York unendlich. Er ist für sein Alter so sehr ausgebildet. Er hat so gute Manieren und so viele Kenntnisse. Er ist so vernünftig und so wohl gesittet. Man muß es einem Prinzen verdanken, wenn er so viel

Ver-

Verdienst hat, denn mehrentheils haben die Prinzen gar kein Verdienst! Ich habe den Herzog von York oft in kleinen Dingen beobachtet, wo Er gar nicht vermuthen konnte, daß Ich auf Ihn sehe. In solchen Kleinigkeiten achtet der Mensch gar zu oft nicht auf sich selbst, und macht sich dann eben da, weit mehr kund, als in grossen Dingen, wo man sich immer zusammenfasset, weil man weiß, daß man von andern Menschen beobachtet wird. Immer habe ich, auch bey diesen Wahrnehmungen, den Herzog von York so gefunden, wie ich Ihn zu finden wünschte.

Ich. Sire, es ist aber auch nicht möglich, daß man Ihnen mehr ergeben sey, als der Herzog von York Euer Majestät ergeben ist. O wie gerne opferte Er sein Leben für Sie hin!

König. Er weiß, wie sehr ich Ihn liebe, und ich hoffe, daß Er einst ein guter General werden wird.

Nun

Nun versprach mir der König noch, bevor Er mich verabschiedete: Er wolle Morgen frühe das Ihm vorgeschlagene Mittel aus dem Löwenzahn nehmen!

Sieben und zwanzigster Junius. Genommen ward das Mittel nicht. Als ich diesen Morgen um acht Uhr zu dem Könige kam, bemerkte ich nicht die geringste Spur mehr von allen guten Entschlüssen des vorigen Tages. Verschwunden war alle die Folgsamkeit, über die Herr Schöning so sehr erstaunte. Gleich beym Eintritt in sein Zimmer, kam mir der König mit einer äusserst zahlreichen Artillerie von Einwürfen gegen das Mittel aus dem Löwenzahn entgegen. Ich beantwortete mit der grösten Freymüthigkeit alle Einwürfe des Königs, denn seine Artillerie schien mir wahrlich, nicht schwer.

Die Unterredung über den Löwenzahn, ward indessen immer lebhafter, und endigte sich endlich so.

König.

König. Das sage ich ihnen aber zum voraus, Ich nehme ihre Arzney nur einmal im ganzen Tage.

Ich. So haben Eüer Majestät sehr viel auf einmal zu nehmen.

König. Wie viel?

Ich. Zwey bis drey Eßlöffel voll.

König. Das heisse ich nicht viel.

Ich. Desto besser. Aber nach zwey bis drey Eßlöffeln von dem Löwenzahn, die man auf einmal nimmt, kann man übel werden, vielleicht gar sich erbrechen.

König. So nehme ich den Löwenzahn nicht!

Ich. Es kann auch seyn daß dieß nicht geschieht. Eüer Majestät können mit kleinern Dosen anfangen.

König. Mir misfällt dieses langsame Fortschreiten.

Ich. So nehmen Eüer Majestät gleich zwey Eßlöffel voll in Fenchelwasser, das wohlthätig für den Magen ist.

König. Kann ich bald darauf Kaffee trinken?

Ich. Eine halbe Stunde nachher.

König. Aber der Löwenzahn, kann die Kraft verlohren haben, die er zur Zeit der Griechen und Römer hatte.

Ich. Diese Pflanze und ihre Kräfte kenne ich nicht etwa nur aus Büchern. Ich bediene mich des eingekochten Safts derselben seit dreissig Jahren. Jeden Frühling verschreibe ich gegen alle Krankheiten, die von Verstopfungen der Eingeweide herrühren, vielleicht mehr als einen Centner dieses Extrakts. Aber, wenn auch alles was ich sage, Eüer Majestät nicht beredet und nicht überzeügt: so machen es Dieselben, indem Sie das Mittel aus dem Löwenzahn nehmen, mit mir, wie Alexander mit seinem Arzte, von dem man Ihm sagte, daß er Ihm werde Gift zu trinken geben. Trinken Eüer Majestät diesen Gift in meiner Gegenwart, und sehen mir dabey scharf

ins Gesicht. Sie werden erfahren, daß ich eben so wenig aus meiner Fassung komme, als der Arzt des grossen Alexanders.

Diese kleine Rakete schien bey dem König mehr zu wirken, als alle medicinischen Raisonnemens. Er lachte laut, auf eine äusserst liebreiche und fröhliche Art, und sagte laut und nachdrücklich: Ich werde ihr Mittel nehmen!

Meinen Abschied für diesen Morgen, gab mir der König mit folgenden Worten: Adieu mon bon Monsieur. Vous me fairiés plaisir, si vous vouliés revenir cette aprésdinée à trois heure, pourvû que cela ne vous incommode pas (*).

Um

(*) Ich kenne die gelehrten und nichtgelehrten Herren alle, mit Namen und Zunamen, für die ich diese Höflichkeitsformeln zu oft wiederhohle, ob sie doch gleich immer den Charakter, oder die gegenwärtige Gemüthslage des Königs bezeichnen.

Ein ehrlicher Bildschnitzer in Hannover, Namens Herr Quitenbaum, bey dem ich heute einen

Um drey Uhr fieng die Unterredung so an.

König. Aber sagen Sie mir, ist es möglich, daß ich, in meinem Alter, nach aller Arbeit die ich gethan, nach einem so ununterbrochen beschwerdevollen Leben, und izt nach allem meinem Leiden, auch nur noch die allergeringste Erleichterung hoffen und erwarten dürfe?

Ich.

einen Namen zu einem Portrait des grossen Friedrichs bestellte, sagte mir, indem Er das Bild süßlichlächelnd und freündlich betrachtete: ich habe einmal die Ehre gehabt, daß mich der König in Preussen einen Hallunken nannte!

Mich nannte der König nun freylich nicht so, und dafür bitte ich die gelehrten und nichtgelehrten Herren um Vergebung! Aber ich verspreche ihnen, samt und sonders, hier feyerlichst: daß ich, eben wie der gute Herr Quitenbaum obgleich in einem ganz verschiedenen Sinne, mich für sehr geehret halten werde, wenn mich diese Herren, wegen meiner Unterredungen mit Friedrich dem Grossen, ganz laut und vor aller Welt, nennen wollen wie es ihnen beliebt.

Ich. Es ist möglich.

König. Ich kann es nicht glauben.

Ich. Ich glaube es. Denn am ersten Tage als ich die Ehre hatte Eüer Majestät den ganzen Nachmittag hindurch zu sehen, waren Sie so schwach, so hinfällig, daß ich glaubte, Sie würden sich in langer Zeit nicht wieder erhohlen. Mit Schrecken kam ich den andern Morgen wieder, und fand Eüer Majestät heiter und froh. Es ist also Lebenskraft da; und so lange die da ist, habe ich Muth.

König. Morgen frühe nehme ich den Löwenzahn.

Acht und zwanzigster Junius. Heüte frühe um sechs Uhr, gleich nach Beendigung seiner Regierungsgeschäfte, nahm der König den Löwenzahn, und zwar in ziemlich starker Dose, zwey Eßlöffel voll des Saftes in Fenchelwasser aufgelöset. Ich kam zur gewöhnlichen Zeit, um acht Uhr; und hörte nun Wunder, so, daß ich

meinen Augen nicht traute, und mich auf meine Ohren nicht verließ.

König. Ihr Mittel, mein lieber Herr Zimmermann, ist ein medicinischer Courier, der auf den ersten Befehl, gradezu und mit der möglichsten Schnelligkeit am Orte seiner Bestimmung eintrift. Ihr Mittel hat Geist, denn es weiß wo mein Uebel sitzt. Sie sind ein Mann, der grade dahin trift, wohin er zielet. Sie thun Wunder: denn ich bin heute mehr erleichtert, als ich es noch nie, durch kein einziges Mittel gewesen bin. Ich befinde mich besser, als ich mich noch nie, seit meiner ganzen Krankheit befunden habe.

Ich. Wunder habe ich nie gethan, werde sie nie thun, und glaube an keine als an diejenigen die Eüer Majestät im siebenjährigen Kriege thaten. Ach Sire, Sie sagen mir zu viel, viel zu viel, gutes von meinem Mittel! Sie haben lezte Nacht gut geschlafen, und schreiben nun meinem Mittel den behaglichen Zustand zu, den Sie dem Schlafe

zu verdanken haben. Der giebt Ihnen heüte, diese Kraft, diesen Muth, dieses Vertrauen.

König. Nein. Mein gutes Befinden ist die Wirkung ihres Mittels. Andere male habe ich auch gut geschlafen, und befand mich deswegen nicht besser. Sehen sie, wie frey ich Athem hohle.

Ich. Eüer Majestät sprechen viel schneller und mit grösserer Leichtigkeit.

König. So frey war mein Athem nicht in langer Zeit.

Ich. Aber darf ich Eüer Majestät eine Anmerkung machen? Durch Ihre Beharrlichkeit überwanden Sie alle ihre Feinde; durch Ihre Beharrlichkeit in allen ihren Unternehmungen, machten Sie unerhörte Dinge möglich, und erwarben sich einen unsterblichen Ruhm: und nur durch diese Beharrlichkeit, können Sie anizt ihre Krankheit und ihre Leiden mildern.

König. Wird dieses Mittel die Geschwulst aus meinen Beinen wegnehmen?

Ich. Vielleicht, wenn es genug auf den Stuhlgang wirket. Dieß können aber in der Folge auch andere Mittel thun.

König. Wie geschwind wird mich der Löwenzahn erleichtern: in zwey Monaten?

Ich. Vielleicht in einem Monat.

Heûte verabschiedete mich der König mit grösserer Zufriedenheit, und mit grösserer Güte, als noch an keinem der vorigen Tage.

Eben so munter, und eben so zufrieden, fand ich den König, des Nachmittages um drey Uhr. Er unterredete sich mit mir über sehr mancherley Dinge.

Zum Exempel.

König. Sie sind mit der Kaiserinn von Rußland in Correspondenz?

Ich. Die Kaiserinn hat die Gnade bisweilen an mich zu schreiben.

König. Die Kaiserinn fragt sie Ihrer Gesundheit wegen um Rath.

Ich. Dazu hat die Kaiserinn keine Ursache, weil Sie der allervollkommensten Gesundheit genießet. Litteratur, Menschenliebe und Philosophie, sind der Inhalt der Briefe, womit die Kaiserinn mich beehret.

König. Man weiß doch überall, daß die Kaiserinn krank ist.

Ich. Die Kaiserinn weiß, daß man dieß überall glaubt. Sie scherzet oft darüber, und schrieb mir einst: Ihre Gesundheit koste Ihr jährlich dreissig Pfennige.

König. Meine Nachrichten lauten nicht so.

Ich. Euer Majestät wissen am besten, wie unzuverlässig in solchen Fällen oft die geheimsten und ganz aus der Nähe kommenden Nachrichten sind. Ich weiß sehr genau und pünktlich, daß alles was man von der Kränklichkeit der Kaiserinn erzählet, nicht wahr seyn kann. Die Kaiserinn verträgt die allerstärksten Fatiguen. Noch im vorigen Sommer, machte Sie eine Reise von

zweyhundert und funfzig deûtschen Meilen, bey der besten Laune und der anhaltendesten Froheit des Geistes. Diese gute Laune verläßt die Kaiserinn nie. Den ganzen Tag ist Ihr Geist geschäftig und wirksam. In den Stunden Ihrer Muße, schrieb Sie noch neûlich mit Ihrer eigenen Hand, ein Gesetzbuch für Rußlands Adel und ein Gesetzbuch für Rußlands Städte. Ein erstaunendes Werk in ganz philosophischer Absicht, unternahm Sie mit Ihrer eigenen Hand, ein Vergleichen-Glossarium aller Sprachen und Mundarten. Einige neûerlich zur Beschämung der Schwärmerey und des Aberglaubens von der Kaiserinn selbst verfertigte Lustspiele, voll lachender Satyre, voll Witz und Laune, erhielt ich, in diesem Jahre, zum Geschenke, aus der Hand der Kaiserinn (*).

König.

(*) Drey Lustspiele wider Schwärmerey und Aberglauben. 1) Der Betrüger (Cagliostro). 2) Der Verblendete. 3) Der sibirische Schaman. Von J. K. M. D. K. a. R. Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai. 1788.

König. Ich gestehe es, die Kaiserinn von Rußland ist eine Frau von ausserordentlichem Genie (**).

Neün und zwanzigster Junius. Der König befand sich diesen Morgen nicht ganz so gut, wie gestern; aber Er war doch nicht weniger aufgeweckt, gütig, liebreich, und von heiterer Laune.

(**) Dieß sagte der König nicht nur in dieser Stunde, denn dieß sagte Er immer. Nach seinem Tode schrieb mir mein Freünd, der Graf Lucchesini, den 16 September 1786: L'Impératrice de Russie, un tems l'amie du grand Fréderic, toujours la rivale de sa gloire, etoit toujours aussi l'objet des discours et de l'admiration de ce Roi unique. Je garderai toujours le souvenir précieux des entretiens, que j'ay eu avec Lui sur le sujet de cette grande et etonnante Souveraine; et quand les circonstances me permettront de m'occuper de quelque chose de relatif à la vie de Fréderic, je ne risquerai point de Lui déplaire en les rendant publics.

König. Sie verstehen wie man ihre Kunst einfach machen kann. Ich liebe gar sehr die Simplicität in der Medicin.

Ich. Weil Euer Majestät gewohnt sind, die grösten Dinge mit den einfachsten Mitteln auszuführen.

König. Je mehr Triebwerke man bey einer Machine anbringet, desto mehr kommt man in Gefahr, daß eines dieser Triebwerke seinen Dienst versage, und dann die ganze Sache verderbe.

Der König endete die Unterredung mit diesen Worten: Ich werde fortfahren ihr Mittel zu nehmen.

Um drey Uhr des Nachmittages, fand ich den König aüsserst aufgeweckt und froh. Eine Stunde vorher hatte Er jedoch Leibschmerzen.

König. Meine Colik kommt daher, weil ich heüte zu viel Melonen gegessen habe.

Ich. Allein schaden die Melonen nicht so sehr, wie in Vermischung mit vielen andern Speisen.

König. Kennen sie die kleine grüne afrikanische Melone, die inwendig weiß ist? Sie übertrift alle übrigen Gattungen durch die Lieblichkeit ihres Geruches und Geschmackes.

Ich. Diese Melone haben wir in Hannover nicht, ob wir gleich fast alle ausländische Früchte in der grösten Vollkommenheit haben.

König. Morgen schicke ich ihnen eine solche Melone, und dann sollen sie sehen, wie schwer es ist, der Versuchung nicht zu unterliegen.

Dreissigster Junius. Von sehr guter Laune war der König wieder diesen Morgen. Ich ergriff den guten Augenblick, um von Diät zu sprechen. Der König gab mir in Allem recht, sagte selbst vortrefliche Dinge über Diät, und versicherte mich, daß Er alle diese Regeln befolge; Er sondere von jeder Speise das schädliche und unverdauliche ab, und begnüge sich jede Schüssel blos zu schmecken. Der König sprach nun wieder von den Melonen, und sagte, Er wolle mir selbst den

Mittag eine von seiner Tafel schicken, welches dann auch geschah.

Nach Beendigung des Capitels über Diät, kam der König auf andere Dinge.

König. Finden sie Potsdam, seit den funfzehn Jahren, da sie hier gewesen sind, sehr verändert?

Ich. Zum Erstaunen. Eüer Majestät haben in dieser Zeit eine sehr grosse Menge neüer Haüser bauen lassen. Die Stadt ist von allen Seiten verschönert. Mir ist oft, ich sey nicht in Deütschland, sondern in Rom, in Vicenza (*), in Venedig. Aber

(*) Eine Schmeicheley war dieß nicht. Die Schmeicheley hätte sich sehr listig verstecken müssen, wenn sie sich Friedrich dem Grossen hätte nähern wollen. Es war vielmehr das Gegentheil, und dieß wußte ich sehr wohl; denn ich wußte daß der König einst, einen aus Vicenza, der Vaterstadt des Palladio gebürtigen jungen Gelehrten, den Abt Michelessi fragte: Hat die Stadt Vicenza noch ein ehrliches Ansehen? Sire,

Aber mir gefallen auch, ausser den Pallästen die neüen kleinen Haüser, die Eüer Majestät haben bauen lassen. Die Bauart dieser Haüser könnten Partikularen so gut nachahmen, wenn sie Geschmack hätten und liebten. Ich möchte wünschen, daß unsere niedersächsischen Haüserbauer hieher kämen, um Haüser bauen zu lernen. Die Baukunst

Sire, antwortete Michelessi, wir haben über zwanzig Haüser in Vicenza, die alle schöner sind als der neüe Pallast in Sanssouci!

Diese kecke Antwort hatte wahrscheinlich der König auch nicht vergessen. Aber eine Schmeicheley war auch meine Antwort in anderer Absicht nicht, denn wirklich sieht man in Potsdam viele Haüser nach Zeichnungen des Palladio. Man sieht aber auch viele Gebaüde nach eigenhändigen Zeichnungen des Königs; aber diese sind nicht die schönsten, denn Friedrich der Grosse war kein Palladio, wie die krumme Bibliothek in Berlin zeigt. Zwar ist diese Bibliothek nicht nach des Königs, sondern nach Ungers Zeichnung gebauet, und nur die höchst unglückliche

kunst ist in Niedersachsen noch grössentheils in ihrer Kindheit. Mir deucht diese schönen kleinen Haûser, würden nicht viel mehr kosten als unsere hölzernen Kasten in Hannover. Die Verzierungen sind von einer Composition die gegen die Witterung aushält.

König.

liche Inscription, Nutrimentum Spiritus, ist eine Erfindung des Königs. Aber immer war doch diese Zeichnung von dem König angenommen und gebilligt. Ob aber auch der König in der Baukunst Bizarrerien für erlaubt hielt; oder ob Er seinen Baumeistern Fesseln anlegte, wie seinen Aerzten; oder ob seine Baumeister selbst nicht immer die ersten Baumeister von der ganzen Welt waren, dieß mögen andere prüfen. Mir schrieb wenigstens ein Mann von grossem Geiste, unter der Regierung König Friedrich Wilhelm des Zweiten, aus Berlin: Vous sçavés que votre bienaimé d'Erdmansdorf est l'Apollodore de notre Adrien; ce qui est d'autant plus necessaire pour Berlin, que les Architectes de César - Fréderic n'ont pas eté des Vitruves.

König. Diese Verzierungen sind auch von gehauenen Steinen, s'il vous plait!

Ich. Ich merke, daß ich eine Sottise gesagt habe, und bitte Eüer Majestät um Vergebung.

König. Ich baue sehr gerne, und baue viel.

Ich. Eüer Majestät machen dadurch, nicht nur ihre Residenzstädte zu den schönsten Städten in Eüropa, sondern Sie helfen dadurch auch in allen ihren Ländern der Armuth auf, und schenken Haüser an Menschen die keine Haüser haben.

König. Ich habe nie kein grösseres Vergnügen, als wenn ich einem armen Manne kann ein Haus bauen lassen.

Um zwey Uhr des Nachmittages besuchte mich in Potsdam ein Herr von der Tischgesellschaft des Königs, der eben von Sanssouci kam, und mir üble Nachricht brachte.

Bey der Mittagsmahlzeit hatte der König sehr übel die Diätregeln befolget, die Er mir selbst diesen Morgen so meisterhaft angab. Er hatte,

wie

wie immer, sehr viele Suppe zu sich genommen, und diese bestand, wie gewöhnlich, in der allerstärksten und aus den heissesten Dingen ausgepreßten Bouillon; aber zu der Portion Suppe, die der König allein aß, nahm Er dann noch immer einen grossen Eßlöffel voll von gestossenen Muscatenblüten und gestossenem Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück von nach Russischer Art zubereitetem, das ist, mit einem halben Quartier Brandtwein abgekochtem Rindfleisch. Hierauf folgte eine grosse Menge von einem Italiänischen Gerichte, das zur Hälfte aus Türkischem Waizen und zur Hälfte aus Parmesaner Käse besteht; dazu giebt man den Saft von ausgepreßtem Knoblauch, und dieses alles wird in Butter so lange gebacken, bis eine harte und eines Fingers dicke Rinde umher entsteht; über alles giesset man endlich eine ganz aus den heissesten Gewürzen bestehende Brühe, und diese von dem Lord Marshal in Sanssouci zuerst angegebene, aber von dem

König emendirte und corrigirte Lieblingsschüssel hieß Polenta. Endlich beschloß der König, indem Er den herrlichen Appetit lobte den Ihm der Löwenzahn mache, die Scene mit einem ganzen Teller voll aus einer Aalpastete, die so heiß und würzhaft war, daß sie in der Hölle gebacken schien, wie der Tischgenosse des Königs mir und meiner Frau versicherte.

Schon bey Tafel zeigte sich die üble Wirkung dieses herrlichen Appetits bey dem König. Verschwunden war die gute Laune und sogar die Frölichkeit, die der König den ganzen Morgen hindurch, und auch selbst noch bey der Tafel geäussert hatte. Noch an der Tafel schlief der König ein, hatte convulsivische Bewegungen im Gesichte, erwachte aber bald mit einer Neigung zum Erbrechen, und hub die Tafel eine Stunde früher als gewöhnlich auf.

Wie jämmerlich nun schon in seiner Seele, Seine Majestät mich und meinen armen Löwen-

zahn

zahn verurtheilt habe, das dachte ich wenigstens zum voraus. Aber, es kam unendlich viel ärger, als ich dachte und erwartete! [Um drey Uhr, wie mir befohlen war, erschien ich, mit langsamen Schritten, muthlos, mit verhaltenem Gram, und (ich gestehe es gerade heraus) mit wahrem Widerwillen — vor dem König!

Fürchterlich war der Blick seiner Augen. In den tiefen Höhlen der Wangen, und zumal in seinen sonst so feinen und mir so angenehmen Lippen, saß die tiefste, schwärzeste, erschrecklichste Traurigkeit. Die ersten Worte, die der König mit einer mir ganz fremden Stimme aussprach, erschütterten mir Herz und Seele.

Lange stand ich im Zweifel, ob ich es auch, aus Respekt für die Herren die immer und immer Grösse der Seele affektiren und keine haben, wagen solle, diese Worte zu wiederhohlen? Aber, indem ich dachte, daß bey den grösten Männern auf Thronen und Kathedern, melankolische Augenblicke

doch am Ende eben das sind, was bey uns Menschen aus der Unterwelt; und daß diese grossen Männer dann freylich auch eben so sprechen wie jeder andere melankolische Mensch: so glaube ich doch, ich müsse es nicht verheelen, daß der gröste Mann des achtzehnten Jahrhunderts, König Friedrich der Grosse, mir den dreissigsten Junius 1786 des Nachmittages um drey Uhr sagte: Je ne suis plus qu'une vieille carcasse, bonne à etre jettée sur la voirie!

Mit der zärtlichsten Rührung antwortete ich dem König: Euer Majestät sehen, in diesem Augenblicke, nur die allerschlimmste Seite der Sache. Sie vergessen ganz die guten Zwischenräume, die Sie so oft haben, und noch gestern und diesen Morgen hatten. Sie vergessen, was Sie doch alle Tage ihres Lebens, jeden Morgen ohne Ausnahme, für ihr ganzes Reich, und alle ihrem Scepter unterworfene und an ihrer Vaterhand geleitete Völker, thun und sind. Vorüber gehen

bald diese Augenblicke von Traurigkeit, und dann fühlen Eüer Majestät auch gewiß wieder die ganze Kraft und Gewalt ihres Geistes. Ihr Unterleib ist izt sehr voll und bedrückt; nach einigen guten Stühlen ist Morgen alle ihre Heiterkeit wieder da.

Gerade ins Gesicht sah mir sonst immer und in einemfort der König, so lange Er mit mir sprach; und das mit Augen — wie sie Gott vielleicht nie als für diesen Königskopf erschaffen hat! Aber anizt, da Er die oben angeführten Worte aussprach, waren seine Blicke seitwerts von mir abgekehret. Nach und nach, indem ich mit einem männlichzärtlichen Tone sprach, näherten sich mir wieder die Augen des Königs; und endlich hefteten sie sich wieder an mich und in mich, mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zufriedenheit, Freündlichkeit, und Milde! — Diese Viertelstunde, deren Anfang erschrecklich war, zählte ich am Ende unter die glücklichsten meines Lebens.

Erster Julius. Noch war der König diesen Morgen um acht Uhr, niedergeschlagen und traurig; aber auf eine mildere Art. Seine Stimme war unaussprechlich angenehm (*). Er sprach mit mir so hinreissend freündlich und liebevoll, daß mir immer dabey angst war, es möchten mir Thränen in die Augen kommen! Haüfig nannte mich der König: mon cher Monsieur, mon bon Monsieur, mon cher Monsieur Zimmerman, und sogar mon ami!

Aus dem Ende dieser Unterredung, muß ich nothwendig folgendes mittheilen, denn es ist sehr charakteristisch.

König. Das Wohlseyn weniger Tage gieng bald vorüber.

(*) Ein vortreflicher Englischer Reisebeschreiber hat überaus gut und wahr gesagt: (His tone of voice is the clearest and most agreeable in conversation I ever heard) Der Klang seiner Stimme ist der reinste, und allerangenehmste in der Conversation, den ich jemals hörte.

Ich. Eüer Majestät vertragen und verdauen, wahrlich, ihr Essen nicht.

König. Ich hatte heüte dennoch ein sehr rührendes Vergnügen. Man schreibt mir, daß es in meinem Lande mit der Erndte nicht so schlecht stehe, als ich erwarten mußte.

Und ich merkte, was die Klocke geschlagen hatte; sprach also kein Wort mehr von Diät, sondern vom Wetter!

Der König nahm sodann, nach seiner Gewohnheit (vermuthlich in der Erwartung, daß ich Lust haben könnte, wieder von Diät zu sprechen) seinen Hut sehr freündlich ab, und sagte, nach seiner Gewohnheit: adieu mon cher Monsieur, ayés la complaisance de revenir ici à trois heure.

Um drey Uhr fand ich den König, nach verschiedenen starken Stuhlgängen und darauf erfolgter grosser Erleichterung, bey sehr guter Laune. Er unterhielt sich lange mit mir über mancherley Dinge;

Dinge; und sagte zu meinem grossen Vergnügen, bis vollends am Ende, nichts von Medicin.

Einige Reden des Königs, nebst meinen Antworten, kann ich erzählen.

König. Aus welchem Theile der Schweiß sind sie gebürtig?

Ich. Aus dem Städtlein Brugg, im Canton Bern.

König. Ich kenne diesen Ort nicht.

Ich. Es ist der Ort, wo mir die Siege und Schicksale Euer Majestät oft den Schlaf benahmen.

König. Giebt es in der Schweiß noch Abkömmlinge der ersten Stifter der Republik?

Dieß wußte ich nicht recht, oder eigentlich weiß ich es gar nicht. Aber ich wußte, daß dem König mit schwankenden Antworten gar nicht gedient war, und daß Ihm solche Antworten immer misfielen. Also antwortete ich keck: Nein!

König. Wilhelm Tell war ein grosser Wohlthäter seines Vaterlandes.

Ich. Er und seine Gehülfen, erzeigten der Schweitz die gröste Wohlthat, die man seinem Vaterlande erzeigen kann: wir verdanken diesen heroischen Männern unsere Freyheit!

König. Ich liebe sehr die republikanischen Verfassungen. Aber unsere Zeiten sind für alle Republiken sehr gefährlich; nur die Schweitz wird sich noch lange erhalten. Ich liebe die Schweitzer (*) und zumal die Regierung in Bern. Es ist

(*) Die Schweitzerliebe des Königs, die sich auf Schrot und Korn von Sulzer, Beguelin, Merian, Lambert, Wegelin, Lentulus, und auf die Verdienste so vieler anderer treflicher Schweitzer gründete, war aber doch auch zuweilen wirklich comisch. Wer auch kein Schweitzer war, mußte ins Teufels Namen ein Schweitzer seyn, wenn ihn Friedrich der Grosse dafür hielt. Aus dieser Ursache wählte der König, für Seine Königliche Hoheit den gegenwärtigen Kronprinzen

ist Würde in allem was die Regierung in Bern thut; ich liebe die Berner.

Ich. Eüer Majestät machen mich, durch diese unvergeßlichen Worte, glücklich und hochherzig!

zen von Preussen, einen Herrn Behnisch zum Untergouverneür. Dieser Herr Behnisch erzeigte mir in Potsdam die Ehre, mich seiner Gesundheit wegen um Rath zu fragen. In den ersten Augenblicken hielt ich Herrn Behnisch, seiner grossen Offenheit wegen, durchaus nicht für einen Deütschen, sondern allerdings für einen Schweitzer. Aber da Er sehr fein sprach, also das erzgrobe Baurenorgan von Sprache, und barbarischer Elokution nicht hatte, das Ich, und alle Schweitzer ohne Ausnahme (aber doch keiner in einem so hyperbarbarischem Grade wie Lavater!) ewig haben und ewig behalten, so galt Er bey mir nicht für meinen Landsmann: ob ihn gleich König Friedrich der Grosse, immer königlich keck, tapfer und unüberwindlich (wie mir Herr von Stamford versichert hat) dafür hielt. Uebrigens sagte mir Herr Behnisch selbst, er sey aus Breslau.

Aber alle Republiken verdienen doch Ihre Achtung nicht: zum Exempel die Holländer.

König. Der König in Frankreich, regiert und gebietet in Amsterdam so unumschränkt wie in Champagne.

Ich. Und die Holländer haben izt ein hitziges Fieber; ein Fieber und eine Hirnwuth, die den Namen von Patrioten und Patriotismus ewig schändet und zum Eckel macht.

König. Das ist wahr. Aber mir misfällt doch auch — — — — — — — — (hier sagte mir der König einige sehr wichtige Dinge, mit einer Offenheit über die ich erstaunte. Er hatte die Gnade sogar, hinzuzusetzen: ceci soit dit entre nous!)

Seinen Zustand vergaß der König, glücklicher Weise, unter diesen und andern Gesprächen. Nun kam ich aber selbst darauf, und bat Seine Majestät, den folgenden Morgen wieder den Löwenzahn zu nehmen. Der König antwortete mir:

Je n'ay point de confiance en cette drogue — versprach mir aber doch dieses Mittel den folgenden Morgen wieder zu nehmen.

Zweiter Julius. Der König hatte sein Mittel aus dem Löwenzahn diesen Morgen wieder genommen. Er sagte mir, es bekomme Ihm gut, und war dabey heiter und froh. Aber einen bösen Beweis dieser Heiterkeit und dieses Frohseyns, erfuhr ich, bevor ich zu dem König kam, im Vorzimmer: schon diesen Morgen frühe bestellte Er sich für sein Mittagessen eine **Nudelpastete** (*)!

(*) Ebenfalls eine fürchterliche Composition, wie die so oft von mir, in meiner stillen Seele, vermaledeyte Polenta! Ueberhaupt ließ sich der König seinen Küchenzeddel, jeden Morgen sehr frühe bringen. Mit eigener Hand strich Er aus was Ihm misfiel (ein Amt das ich mir oft wünschte!) und mit eigener Hand, sezte Er die Gerichte hinzu, die Er haben wollte. Aus äusserst componirten, äusserst unverdaulichen, und

Ein sehr froher Morgen war dieser Morgen für den König, und also auch für mich. Der König sprach äusserst lebhaft, und ganz in der Manier seiner besten Lebenszeiten. Aber es thut mir leyd, daß ich das Wenigste von dem wieder erzählen kann und darf, was der König mir an diesem Morgen sagte.

Er hielt eine ordentliche Fürstenrevüe! Oft fragte mich der König zuerst, ob ich diesen und jenen deütschen Fürsten kenne? Er nannte mir, der Reihe nach, viele deütsche Fürsten, von denen ich auch viele nicht kenne. Ich antwortete mit dem grösten Bedacht, immer so als wenn die

Fürsten

und äusserst heissen Sachen war alles erzeüget und gebohren, und, wenn ich mich des Ausdruckes eines königlichen Tischgenossen bedienen darf, in der Hölle gebacken! Ich habe zwey solcher Küchenzeddel, wovon einer die Correkturen des Königs enthält und wovon der andere ganz von des Königs Hand ist, als Reliquien mitgebracht.

Fürsten gegenwärtig wären von denen ich sprach; und von Jedem sagte ich auch alles Gute was ich von Ihm wußte. Der König urtheilte über Alle; hieb gewaltig ein, und wahrlich bisweilen so: daß der Hieb den armen Fürsten vom Kopfe bis zu den Beinen spaltete!

Bey aller meiner leisen Zurückhaltung, war es mir doch bisweilen schlechterdings unmöglich, nicht zu lachen. Der König, der mich nicht auf einen Moment aus seinen grossen und umfassenden Augen verlohr, mich immerfort durch und durch blickte, bemerkte jedesmal, wie es mir schien, mein Lächeln und mein Lachen wohlgefällig.

Eines einzigen Prinzen will ich hier erwähnen, damit ich doch einige höchst merkwürdige Züge aus dieser Conversation des Königs anführen könne; und damit man dann beylaüfig auch sehe, was ich Friedrich dem Grossen über unsere Philosophie zu sagen wagte.

Der

Der König sagte etwas zum Lobe jenes Prinzen; ich antwortete: Er ist ein liebenswürdiger Prinz.

König. Ich bin mit ihm nicht ganz zufrieden. Er ist zu intrigant.

Ich. Man sagt, er sey auch ein wenig aberglaubisch.

König. Ja wohl. Sehr aberglaubisch ist Er. In alle Thorheiten der Alchymie und Theurgie hat er sich verstiegen; und die haben, wie sie wissen (**) ihren Ursprung in der Freymaurerey. Ich verlache alle diese Narrheiten!

Ich.

(**) Es schien aus diesen Worten, der König halte mich entweder für einen Freymaurer; oder Er glaube, daß ich doch wenigstens, von den Mysterien der Freymaurerey etwas wisse. Aber, leider, bin ich weder Schüler noch Meister geheimer Weisheit; ein Freymaurer bin ich also nicht, und von den Mysterien dieser Gesellschaft weiß ich nichts. Indessen ist es mir, mitten unter der gnostischen und theosophischen Gährung,

Ich. Das Lächeln eines Königs ist oft das beste und immer das mildeste Gesez.

König. Aber der Aberglauben verlieret doch allenthalben seine Macht durch die Fortschritte der Vernunft.

Ich. In Wien. Aber Sire! Es ist doch sonderbar, daß in Ländern, die sonst aufgeklärter waren als Oesterreich; eben in diesen Zeiten, da

die

rung, worinn sich izt Deütschland befindet, doch immer sehr erfreülich zu sehen, daß eben die ehrwürdige Gesellschaft der Freymaürer bey den Fürsten und Weltleüten in Deütschland, den Sinn für Religion vielleicht am meisten offen hält, und nicht ihr leztes Licht ausblaset, wie es durch die sogenannten Aufklärer in Paris, in London, und in Rom ausgeblasen ist. Und dieß, wie ich zuverlässig weiß, ist nur Weniges von allem Guten, was die grosse und von mir nie ohne die tiefste Ehrerbietung genannte Gesellschaft der Freymaürer, in Berlin, in Hannover, in Dresden, in Leipzig, und überall, stiftet und thut.

die Philosophie so vernünftig wird, und da die Physik solche Riesenschritte macht, der Aberglauben sein Haupt nun wieder so sehr emporhebet, als in den Jahrhunderten der dickßten Finsterniß?

König. Der Aberglauben dringet izt nur selten bis zu den Fürsten. Aber viele von unsern Gelehrten sind abergläubisch. Was halten sie, Herr Zimmermann, von den unbekannten Obern?

Ich. Sire, die unbekannten Obern halte ich für abgedankte Hofmeister und bankrottirte Schriftsteller auf Dachstuben.

König. Haben sie in Hannover auch solche Schwärmer?

Ich. Einer kam voriges Jahr zu uns, aus Berlin! Er war in alle Weiber verliebt, warb für geheime Orden, eiferte gegen alle Schwärmer, und war selbst der gröste von Allen. Er verdrehte die Augen, ward blaß und roth, grimassirte und gestikulirte so jämmerlich in meinem Hause daß ich hätte glauben sollen: unter allen meinen

Schränken, Büreaux, Commoden, Tischen, Stühlen, Ofen und Betten, unter meinem Dache, in meinem Keller, und unter dem Feuerheerd in meiner Küche — stecken Jesuiten! Er bat mich um Gottes willen, wenn ich unendlichem Mord und Todtschlag vorbeugen wolle, so möchte ich doch eiligst an die Kaiserinn von Rußland schreiben, um Sie zu warnen vor diesem allenthalben im Finstern schleichenden, jesuitischen Nattergezuchte (*).

Nun

(*) Jesuitenriecherey, oder Argwohn einer unter der Herrschaft und Leitung unbekannter Obern allenthalben, unsichtbar wie die Pest, im Finstern schleichenden Allmacht; der Argwohn eines izt mehr als jemals grossen Kitzels zur Verbreitung des Catholicismus; der Argwohn einer, vorzüglich izt, unwiderstehlichen Begierde zum Anlocken protestantischer Fürsten unter die reizende Schürze der Römischen Kirche — dieß Alles ist die Erfindung eines Herrn Leüchsenring! Dieser Herr Leüchsenring, gebürtig aus dem

Nun kam der König an die catholischen Fürsten, und ich gelegentlich an den Pabst. Aber der

König

dem Elsaß, vormals Hofmeister des Erbprinzen von Darmstadt, nachher auf einige Monate Lehrer der beyden Prinzen von Preussen, nachher wieder Hofmeister eines Herrn von Labes aus Berlin, ist ein sehr gelehrter, sehr welterfahrner, und in alle Weiber verliebter Mann. Er fand daher, allenthalben, bey Gelehrten, und zumal bey Weltdamen — Eingang. Seine Erfindung, wie Er mir selbst versichert hat, brachte Er zuerst nach Berlin; und war glücklich oder unglücklich genug, dort verschiedene vortrefliche Köpfe davon zu überzeügen. Diese liehen nun der Hypothese Leüchsenrings, ihre Gelehrsamkeit, ihre Weltkenntniß, ihre Welterfahrung, ihren Scharfsinn, und ihren Witz. Mit dieser Ausstaffirung, kam die Hypothese nach Göttingen, Gotha, Weimar, und Jena, auch wieder auf die Toilette mancher Dame, und zu manchem Schriftsteller und Recensenten in sein Mausloch. Nun ward die Fackel des Mistrauens, des Argwohns, des Religionshasses, der Zwietracht und der Intoleranz, über

Deütsch-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

König fertigte mich sehr kurz ab, und sagte: mit Dem — ist es aus!

Des

Deütschland geschwungen. Jesuitenriecherey ward Mode, und fuhr schnell wie der Bliz, wieder zwischen die Weiber! Gelehrte und Weiber giengen nun, in Schaaren, auf die Jesuitenjagd. Nicht in Wien — — sondern durch diese von scharfen und modischen Nasen nun allgemein geübte Jesuitenriecherey, entstand die vermessene und schändliche Lüge: der Prinz Friedrich Ludewig Carl von Preüssen, zweiter Sohn des Königs, sey bey der Coadjutorwahl zu Mainz in Vorschlag gebracht! Aus dieser Jesuitenriecherey, entstand die Mähre, der König in Schweden sey catholisch! Aus dieser Jesuitenriecherey, entstand die schändliche Lüge, man wolle den Erbprinzen von Weimar in der catholischen Religion erziehen! Aus dieser Jesuitenriecherey, entstand die alberne Sage, der Fürst von Dessau sey ein grosser Beförderer der Catholicität! Aus dieser Jesuitenriecherey, entstand der stockdumme, und allenthalben durch ganz Deütschland verbreitete Schnickschnack: die Fürstinn von Dessau, eine gebohrne Prin-

Des Nachmittages um drey Uhr, fieng nun die Nudelnpastete an zu wirken; und diese neüe Indigestion veranlaßte folgende Unterredung.

König. Hören sie, es scheint mir doch, daß der Löwenzahn, den ich nehme, weiter nichts sey, als un peu miton mitaine?

Ich. Eüer Majestät glauben ganz gewiß nicht, daß ich es wagen, daß ich mich erdreisten würde, Ihnen medicinisches Spielwerk zu verschreiben! — Aber man kann auf eine Krankheit, wie die Krankheit Eüer Majestät ist, nicht Sturm laufen.

König.

cessinn von Brandenburg, die mit ganzem Herzen und allen Kräften ihrer erhabenen Seele die reformirte Religion bekennet, habe in Zürich, unter Lavaters Leitung, die catholische Religion angenommen! Ich spare meine Dinte — — — und sage weiter nichts: denn Leüchsenrings Hypothese wird, wie alle Hypothesen, sterben und vergehen; und liegt, vielleicht in dem Moment, da ich dieses schreibe, schon in ihrer Agonie.

König. Das begreiffe Ich; denn wollten sie auf die Krankheit Sturm laufen, so schmissen sie den Kranken zu Boden.

Uebrigens war der König sehr gnädig und sehr höflich, und versprach mir beym Abschied: Er werde Morgen frühe den Löwenzahn wieder nehmen.

Dritter Julius. Diesen Morgen hatte der König den Löwenzahn genommen, befand sich ziemlich gut, war sehr gnädig und gütig, und hatte den Abend vorher dem Herrn Grafen Lucchesini, und den übrigen Herren von seiner Abendgesellschaft gesagt: Zimmermann ist ganz und gar kein Charlatan; er ist ein ganz anderer Mann als alle Aerzte die ich kenne. Man kann mit ihm sprechen worüber man will. Ich bin ihm Dank schuldig, und bin unendlich mit ihm zufrieden.

So äusserst unverdient dieses Lob auch in mancher Absicht war, und so unverdient es auch

bleiben wird bis an meinen Tod: so erzähle ich es doch, weil ich wirklich zu alt bin um mich vor Menschen noch zu scheüen, weil es zu dieser Geschichte gehöret, und weil es mir bey dem Könige Muth gab. Izt gleich gebrauchte ich auch diesen Muth, da der König fast von nichts als medicinischen Dingen sprach, um Ihm manche nützliche Wahrheit zu sagen.

Sehr gut befand sich der König auch des Nachmittages, und Er war wieder von der besten Laune. Kurz eh ich kam, hatte Er, aus eigenem Antrieb, einen aus dem wässerichten Aufgusse von Hollunder Blüten, und Essig, aufsteigenden Qualm (*) eingehaucht, den ich Ihm, einige Tage

(*) Die Nachricht von diesem Qualmbade kam (aber etwas verhunzt) bis nach Straßburg. Eine dortlebende hannöverische Gräfinn, bat mich um Gottes willen: Ach ich möchte Ihr doch, das Recept zu dem köstlichen Raüchervulver geben, das ich dem König in Preüssen ver-

Tage vorher, zur Erleichterung des Athemhohlens angerathen hatte, und dessen gute Wirkung Er

 gegen

verschrieben habe; und das, wie die gnädige Gräfinn mir versicherte, so schöne rieche! — Man sieht hieraus, wie keine Sache, so klein sie auch immer seyn mag, um einen König herum vorgeht, die man nicht (obgleich immer falsch) wieder erzählet. Hieraus läßt sich schliessen, wie die geheimen Berichte der Gesandten oft beschaffen seyn mögen, die gewöhnlich Alles an ihre Höfe berichten müssen, was sie sehen, hören, und riechen; und gewöhnlich dann auch, was sie von Kabinetsgeheimnissen wissen wollen, aus der dritten vierten fünften und sechsten Hand schöpfen, und vorzüglich immer aus dem bekannten Canal — der Weiber! Friedrich der Grosse sagte einst: Ich wollte mein Hemd verbrennen, wenn es wüßte was ich weiß. Aber auch Friedrich der Grosse, war doch nicht immer und in allen Fällen, so behutsam als man glaubt. Einmal war mein Freünd der Graf Lucchesini des Abends bey Ihm, und der König sagte ein Geheimniß von grosser Wichtigkeit an Lucchesini, in französischer Sprache, und ganz laut.

gegen die Herren von seiner Gesellschaft lobte. Nun sagte mir der König selbst, wie gut Ihm dieser Qualm bekomme; und sezte hinzu: auch nach dem Clistier, das sie mir diesen Morgen anriethen, befinde Ich mich sehr wohl.

Die Conversation fiel nun wieder auf die leidige Diät. Ich sagte alles was ich dem König nur nützliches sagen konnte, und der König hieß alles was ich sagte, sehr gut. Dann gieng die Conversation auf folgende Weise fort.

König.

laut. Ganz leise und in italiänischer Sprache, antwortete Lucchesini dem König: der Bediente, der hier im Zimmer gegenwärtig sey, verstehe Französisch! Ces Animaux, erwiederte der König ganz laut, n'entendent point le François. Lucchesini nannte mir den Bedienten, der noch bey dem König war. Aus Neugier wünschte ich also doch zu wissen, ob dieser Bediente französisch verstehe oder nicht? Den andern Morgen, als ich nach Sanssouci kam, ergriff ich einen Vorwand, um mit diesem Bedienten zu sprechen. Ich redete ihn französisch an: et cet Animal me repondoit admirablement bien!

König. Ich gestehe daß ich Melonen nicht vertrage.

Ich. Heüte aß ich mit meiner Frau, das lezte Stück der kleinen afrikanischen Melone, die Eüer Majestät mir vor vier Tagen schenkten. Sie sehen also, Sire, daß ich Diät lehre, und ausübe.

König. Sie haben aber doch auch gesehen, wie meine christliche Seele gemartert seyn muß, wenn Ich — dieser Versuchung soll widerstehen!

Ich. Es scheint daß Eüer Majestät solche Früchte nicht vertragen, die Ihnen den Leib nicht öfnen, und Sie nicht ein wenig purgiren. Dieß thun Melonen nicht. Aber Trauben sollten Eüer Majestät essen, weil diese gelinde abführen, und weil Sie auf alles, was gelinde abführt, sich besser befinden.

König. Sie haben recht. Trauben sind die einzige Frucht, die Ich noch vertrage.

Ich. Trauben sind gar in mancher Absicht, eine aüsserst gesunde Frucht; aber in den nördlichen

ländern kann ich leider, nur wenigen Menschen Trauben verschreiben, weil man keine Weinberge hat.

König. Haben sie die Weinberge in meinem Lande nicht gesehen?

Ich. Mit wahrer Ueberraschung sah ich den schönen Weinbau, auf dem Wege von Brandenburg nach Potsdam. Lange war ich, von Magdeburg her, durch den tiefsten Sand, und oft ganz unfruchtbare Gegenden gereiset; und nun kam ich auf einmal in Entzückung, als ich nah bey der Stadt Werder, die gröste Fruchtbarkeit erblickte. Bey der höchsten Cultur, mit der sich die Gegend von Werder, in eine der schönsten und reichsten Gegenden verwandelt und veredelt hat, vergaß ich aber auch bald den Brandenburgischen Sand.

König. Die Menschen sind so stolz, daß sie glauben, Alles in der Welt sey nur für sie da; und doch weiß Ich nicht, warum Gott den Sand erschuf?

Ich.

Ich. (Unglücklicher Weise, kam mich hier ein Lachen an, weil es mir so äusserst natürlich, aber zugleich auch etwas comisch auffiel: daß ein Churfürst von Brandenburg mit solcher Naivheit mir gestand: Er wisse nicht warum der liebe Gott den Sand erschuf! — Dieses Lachen brachte mich in eine vermaledeyte Verwirrung, aber ich erholte mich bald.)

König. Mit der Indüstrie meiner Unterthanen, in dieser Gegend, bin ich äusserst zufrieden. Aber es giebt auch Weinberge in Schlesien. Man baut dort jedes Jahr Wein für dreyhunderttausend Thaler. Aus einem Theile dieses Weines macht man zwar Essig, und mit dem andern treibt man viele Betrügereyen; man versendet ihn nach Stettin, und dann kommt er von da, als Pontack zurück.

Ich. So verkauft man in Hannover auch Pontack, den man in Hamburg, Bremen und Lübeck, mit den Heidelbeeren aus der Lüneburger Heide braut.

schwang seine Hand freündlich gegen mich, indem Er diese Worte aussprach) **fünf und siebenzig Jahre?**

Ich. Ein Leben, wie das Leben Eüer Majestät, berechnet man nicht nach der Zahl der Jahre.

König. Heüte um eilf Uhr will Ich ausreiten. Lieber Herr Zimmermann, ich empfehle mich! —

Jämmerlich, höchst jämmerlich, fand ich, den Nachmittag um drey Uhr bey dem König wieder Alles verändert und verschlimmert. Er hatte bey seiner herrlichen Laune, nachdem Er von vier Uhr bis halb sechs Uhr des Morgens seine Regierungsgeschäfte abgethan, sodann seinen Löwenzahn, und bald darauf seinen Caffee genommen, wegen des reissenden Appetits, einen guten Theil des Morgens mit Essen zugebracht! — Als ich eben des Morgens weggieng, ward dem König ein Teller voll Zuckerwerk gebracht, das man Meringues nennt. Äusserlich hat es eine Rinde von Zucker

Ich. Den Weinberg und seinen Besitzer, Beyde gefielen mir sehr.

König. Dieser Weinberg bringt seinem Besitzer jährlich dreyhundert Thaler ein.

Ich.

hatte, um den damaligen Chan der Tartaren von einer Migraine zu heilen, die Herr Frese auch glücklich geheilet hat. Der König hatte, einige Zeit vorher, eine Unterhandlung in der Krimm angefangen, um den Chan zu bewegen, mit allen seinen Horden, in Rußland einzufallen. Das will ich sehr gerne thun, antwortete der Chan dem König, aber schicken Sie mir erst einen Arzt, der mich von meiner Migraine befreye? Der König schickte Herrn Frese an den Chan. Aber eben als die Migraine geheilet war, starb die Kaiserinn Elisabeth, und Rußland war nun auf Preussischer Seite. Dieser Tod und diese Revolution, ärgerte den Chan. Er wollte dessen ungeachtet, immer noch, und par tous les Diables, mit hunderttausend Tartaren in Rußland einfallen. Friedrich der Grosse mußte Couriere über Couriere schicken, um seinem Freunde dem Chan zu bedeuten: daß dieß izt ein sehr dummer Einfall wäre!

Ich. Den Wein habe ich gekostet. Er ist zwar sehr schön roth; aber, nehmen es mir Eüer Majestät nicht übel, fürchterlich herb und sauer.

König. Nun so müssen sie darum auch meine eigene Trauben kosten. (Der König rief sogleich einen Bedienten herein, und sagte, daß man Ihm einen Teller mit Trauben bringe. Seine Majestät wählte sodann selbst die schönste Traube aus, gab sie mir, und sagte: essen sie das.)

Ich. Diese Traube schmeckt so vortreflich, als die schönste Traube von Neufchatel.

König. Ist aber auch, mit Erlaubniß, im Treibhause gewachsen.

Nachdem diese Unterredung über mancherley Dinge, noch eine gute halbe Stunde fortgedauret hatte, sagte der König: adieu mon cher et bon Monsieur, und sezte spaashaft hinzu, je me recommende à votre protection, et à votre bonne providence!

Vierter Julius. Heûte frühe um acht Uhr, war der König von der herrlichsten Laune.

König. Ich bin mit ihrem Löwenzahn aûsserst zufrieden. Dieses Mittel erleichtert mich sichtbarlich. Es giebt mir den grösten Appetit, und hält mir den Leib sehr gut offen. Ich will es sehr gerne fortgebrauchen.

Ich. Gestern frühe und heûte frühe, nahm ich die Freyheit, ohne daß es Eûer Majestät wußten, Denselben drey Eßlöffel voll von dem Saft des Löwenzahns, anstatt zwey Eßlöffel voll, geben zu lassen.

König. Das bin ich sehr zufrieden. Wenn ich Arzney nehme, so weiß ich wohl daß ich Unflat nehme, und schlücke sie dann geschwind nieder, ohne auf den Geschmack zu achten. Ich habe auch ihren Qualm wieder eingehaucht, der mich sehr erleichtert, und womit ich ebenfalls fortfahren will. Aber, aber (der König hub den Arm in die Höhe, streckte seinen Zeigefinger aus, und

schwang

Fünfter Julius. Weit besser als gestern Mittag, Nachmittag, und Abend war der König diesen Morgen. Er klagte indessen noch über Druck im Magen und Unterleibe; und ich rieth dem König sein liebes altes Digestivpulver!

Lust zum sprechen hatte Er izt wieder, wie ich mit grossem Vergnügen bemerkte, und so entstand folgende Conversation.

König. Meine Augen schmerzen mich.

Ich. Es ist zu viel Sonnenlicht hier. Befehlen Eüer Majestät, daß ich eine Fenstergardine zuziehe?

König. Nein, nein; Ich habe immer das Licht geliebet.

Ich. Auch haben es Eüer Majestät, immer um sich her, in der Nähe und Ferne verbreitet.

König. (mit einem äusserst sanften und freündlichen Lächeln) Ach ich war doch immer, nichts als ein armer Sterblicher!

Ich fieng nun wieder an, von dem gegenwärtigen Zustande des Königs zu sprechen, der mir aüsserst bedenklich schien. Aber dessen ungeachtet hatte der König wieder Muth.

König. Bishieher haben wir mit dem Feinde nur scharmutzirt; aber wir haben ihn nicht geschlagen.

Ich. Man muß den Feind immer von neüem angreiffen, und ihm keine Ruhe lassen.

König. Ihre Art Krieg zu führen, gefällt Mir recht gut.

Ich. (Nachdem ich den Puls des Königs gefühlet hatte.) Der Puls ist gut, und nicht schwach. So lange der Puls so bleibt, ist jedes andere Merkmal grosser Schwäche doch nur vorübergehend. Gestern Mittag, Nachmittag, und Abend, waren Eüer Majestät aüsserst schwach, und nun wird man schon wieder von dieser Schwäche nichts gewahr. Kraft ist also im Herzen.

König. (lächelnd, und sehr zufrieden mit meiner Antwort) Wissen sie woher das kommt? c'est que mon Pére n'a jamais eu la Verole. Sahen sie je die kleinen kraftlosen Gespenster, die man in Frankreich so haüfig sieht, und die so trübselig für die Sünden ihrer Väter büßen?

Ich. In Paris und anderswo, sah ich sie wie Leichname wandeln. Obgleich die Engländer eben so lüderlich, oder eigentlich noch lüderlicher sind als die Franzosen; denn die Franzosen sind nur aus Temperament lüderlich, aber die Engländer sind lüderlich aus Grundsätzen, und weil es Landessitte, und guter Ton bey ihnen ist: so behalten die Engländer doch immer mehr Derbheit als die Franzosen.

König. Das kommt daher, weil die Engländer nahrhaftere Speisen essen als die Franzosen: ob Ich zwar auch nicht recht begreiffe, wie ein blutiger Braten Kräfte giebt.

Der König verabschiedete mich nunmehr auf eine Art, die mich vermuthen ließ, ich werde heute die Erlaubniß erhalten, wieder nach Hannover zurück zu gehen. Er sagte: J'espere, mon cher Monsieur, que vous me fairés le plaisir de révenir encore une fois cette aprésdinée, afin que je puisse vous faire mes remercimens pour toutes les complaisances que vous avés eües pour moi.

Als ich des Nachmittags um drey Uhr kam, schien der König seine Meinung verändert zu haben, denn Er erwähnte nichts von meiner Abreise.

Er klagte noch sehr über Druck im Magen und Unterleibe, sagte daß Er sehr von Blähungen und Krämpfen leide; und war dabey ziemlich übler Laune, wie folgende Unterredung zeigt.

König. Ihr Mittel aus dem Löwenzahn hat nichts gewirket; ich befinde mich nicht besser, seitdem ich es genommen habe.

Ich. Eüer Majestät erinnern sich, daß ich Ihnen dieses Mittel vorgeschlagen habe, um Sie

dadurch zu erleichtern, aber nicht mit der Hofnung Sie dadurch zu heilen. Noch ist der Löwenzahn bey weitem nicht lange genug gebraucht, um auch nur gehörig erleichtern zu können; und die öftern Unterbrechungen zerstören alles Gute, das vielleicht dadurch geschieht (*).

König. Es ist wahr, sie haben es mir gleich gesagt: daß Ich keine Erleichterung von dem Löwenzahn empfinden werde, als erst nach dem Gebrauche von einem ganzen Monat.

Die Unterredung war kurz. Der König verabschiedete mich bald, und mit dem bedeütungsvollen und fatalen Worte: adieu Monsieur le Médecin (**)!

Als

(*) Mit lateinischen Citationen hätte ich mich gewiß bey dem König lächerlich gemacht; und doch war ich in grosser Versuchung Ihm die Worte des Tacitus zu sagen: Naturâ infirmitatis humanae, tardiora sunt remedia quàm mala.

(**) So oft der König sehr übler Laune, oder

gar

Als um halb sechs Uhr, die Herren von der gewöhnlichen Abendgesellschaft zum König kamen, verabschiedete Er dieselben augenblicklich mit diesen Worten: Messieurs, je serois de trop mauvaise compagnie ce soir!

Sechster Julius. Etwas besser befand sich heüte der König, und auch die Laune war etwas besser.

Die Conversation gieng so.

König. Ich fühle mich durch den Löwenzahn nicht geheilet.

Ich. Meine Absicht war, die Engbrüstigkeit Eüer Majestät dadurch zu erleichtern; und, so viel als möglich, der Wassersucht und ihren Folgen vorzubeügen. Aber dieses Mittel kann nicht hindern, daß Eüer Majestät nicht von Indigestionen leiden wenn Sie Indigestionen haben.

gar brummisch war, und sonst nie, nannte Er mich: Monsieur le Médecin!

König. Ich habe die Wassersucht nicht.

Ich. Was nicht ist, kann noch sehr leicht werden. Man muß Alles thun, um die Gefahren der Wassersucht abzuwenden.

König. Ich fürchte keine Gefahr, aber leiden mag Ich nicht. Ein Mittel verlange Ich, das mir auf der Stelle helfe.

Ich. Dieses Mittel wünsche ich Euer Majestät von Herzen; aber ich kann es Ihnen nicht verschaffen!

König. So gehe denn Alles wie es gehen mag. Ich fürchte nicht den Tod, sondern nur die Schmerzen.

Adieu Monsieur le Médecin!

Um drey Uhr hatte der König eine starke Colik, die Folge einer abermaligen Indigestion, und war dabey von der übelsten Laune. Sehr häufig hatte Er bey der Mittagsmahlzeit von einem frischen Aal gegessen, gab aber doch izt diese Colik auf den Löwenzahn!

Aufs

Aufs Höchste war nun die üble Laune des Königs gegen Monsieur le Médecin und gegen den Löwenzahn gestiegen. Dieß veranlaßte den Anfang einer Conversation, die ich aber glücklich ausbog, indem es mir gelang, die Imagination des Königs, für eine Weile auf andere Gegenstände zu leiten, aber freylich nicht ganz zu besänftigen.

König. (sehr brummisch.) Haben ihre Hannöverischen Soldaten in Gibraltar, diesen Löwenzahn auch herunter geschlücket?

Ich. Nein Sire; sie tranken dafür Malaga und Portwein.

König. Das Betragen der Hannoveraner in Gibraltar, war sehr ruhmwürdig. Wie geht es ihnen in Ostindien?

Ich. Gleich nach ihrer Ankunft haben sie, bevor sie an die erschreckliche Hitze gewohnt waren, sehr große Märsche gethan. Mancher fiel dabey, vom Sonnenstiche, todt zur Erde. Gleich nach einem solchen erschrecklichen Marsch, fochten sie

doch tapfer und siegreich gegen die Franzosen. Anizt sind sie das Clima so gewohnt, daß sie gar keine Lust bezeügen wieder zu kommen. Eüer Majestät sehen, daß die Hannöverischen Kriegsvölker sich immer gleich bleiben, immer mit Muth und Ehre sich betragen, in Ostindien, wie in Gibraltar und in Deütschland.

Adieu Monsieur le Médecin!

Siebenter Julius. Einige Tage her, hatte der König, zuerst sein liebes altes Digestivpulver; nachher (was ich für besser hielt) Rhabarber und Glaubers Salz in kleinen Dosen, genommen. Gestern Abend erfolgten viele sehr starke Ausleerungen. Verschwunden war augenblicklich, mit diesen Ausleerungen alle üble Laune!

Es ist mir, sagte der König, ein neües Mittel angekommen, das ich diesen Mittag probiren will: frische Herringe.

Ich wünschte Glück zu dem neüen Mittel, bat aber dabey die Rhabarber und Glaubers Salz

nicht

nicht zu vergessen; und ward hierauf, für diesen Morgen, bald in Gnaden verabschiedet.

Um die gewöhnliche Zeit des Nachmittages, kam ich dann wieder zu dem König, der sich nicht mehr so gut befand, wie des Morgens; aber Er war doch dabey überaus sanft und gütig.

König. Ich habe lange über dasjenige nachgedacht: was sie mir gestern von der Wassersucht nicht sagten, aber doch merken liessen! — Mir deücht sie haben recht; denn Ich habe den Finger in meine geschwollenen Beine eingedrücket, und die Grube blieb. Dieß ist ein klarer Beweis der Wassersucht.

Ich. So viel ist gewiß, daß mancher an sich dieses Experiment zehn Jahre hindurch macht, und deswegen die Wassersucht nicht hat.

König. Ach sprechen sie mir nicht mehr von Hofnung!

Ich. Weiter will ich auch nichts sagen, als daß Eüer Majestät weniger husten und weniger engbrüstig sind.

König. Das ist wahr; aber mein Unterleib taugt nicht.

Ich. Alle Beschwerden des Unterleibes, über die sich Eüer Majestät so oft und so sehr beklagen, rühren doch auch oft nicht unmittelbar von der Krankheit, sondern von ganz zufälligen Ursachen her, die Eüer Majestät sehr gut kennen.

König. Eben izt leide ich sehr von Spannungen und Krämpfen im Leibe.

Ich. Nehmen Eüer Majestät Pfeffermünzwasser.

König. Wird dieses Wasser mir auf der Stelle helfen?

Ich. So gut als so was helfen kann!

König. Adieu Monsieur le Médecin!

Achter Julius. Der König hatte fünf Stunden geschlafen, und befand sich diesen Morgen ziemlich gut, klagte jedoch sehr über Blähungen, und so entstand folgende Unterredung.

König. Mich befällt gewiß noch die Windsucht und die Wassersucht.

Ich. Wegen der Windsucht haben Eüer Majestät nichts zu besorgen; und gegen die Wassersucht hat man Arzneyen.

König. Ich verlange keine Arzneyen, und will keine nehmen, als solche die auf der Stelle ihre Wirkung thun, und mich heilen. Das Pfeffermünzwasser, das sie mir gestern riethen, heilte mich nicht von meinen Blähungen.

Ich. Ach wir haben nur gar wenige specifische Mittel, und auch diese heilen nicht immer, und nie gleich auf der Stelle. Wir Aerzte sind gar arme Leüte!

König. Und doch immer reich an Regeln!

Ich. Eine meiner Regeln halte ich wenigstens für wahr: die einzigen gefährlichen Feinde Eüer Majestät, sind ihre Köche.

König. Sie können sich nicht vorstellen, wie mässig Ich bin! Ich koste bloß meine Speisen, und esse nur um mich zu stärken.

Ich. Sire, ich habe noch eine Regel, an die ich fest glaube: man wird nur durch das gestärket was man verdaut.

König. Sehr wahr.

Ich. Der Küchenmeister Euer Majestät, ist ein grosser Mann in seiner Art; aber ich halte ihn für einen gefährlichen Mann (*).

König.

(*) Man kennet diesen grossen Mann, Monsieur Noël, aus einer gedruckten Epistel, die der König einst im Namen des Kaisers von China à Monsieur Noël schrieb, um sich bey Ihm wegen eines neuerfundenen Gerichtes (Bombe à la Sardanapale) nach Würden zu bedanken! — Ohne diesen Monsieur Noël von Person zu kennen, sah ich Ihn einst in Potsdam auf einem öffentlichen Concert. Sein äusserst importantes Gesicht frappirte mich ganz ausserordentlich, und doch konnte ich mir gar nichts Grosses dabey denken. Endlich, als ich mich vor Neugier nicht

mehr

König. Niemand versteht besser gute Köche zu ziehen, als ihre Herren Minister in Hannover. Mein bester Koch ist aus dieser Schule.

Ich. Unsere Herren Minister lassen sehr gut für ihre Gäste kochen. Sie selbst leben mässig und einfach.

König. Ich habe hier einen ihrer Minister, den Herrn von Lichtenstein gesehen, der mir wohl gefiel.

Ich. Herr von Lichtenstein ist unser Oberhofmarschall. Er hat viele Weltkenntniß, und ist ein liebenswürdiger Hofmann. Ich sehe ihn oft, weil ich sein Arzt bin, und weil Oberhofmarschälle gerne mit Aerzten in gutem Vernehmen stehen.

König.

mehr bergen konnte, fragte ich einen bey mir stehenden Officier: wer ist der Herr dort? — Monsieur Noël, sagte der Officier. O ich sah es in seinem Gesichte, erwiederte ich, daß der Kaiser von China an Ihn geschrieben hat!

König. Noch im vorigen Jahre sah ich hier den Herrn Minister von Beülwitz aus Hannover.

Ich. Er war an Eüer Majestät wegen des Fürstenbundes geschicket, und beherzigte dieses Geschäft mit grosser Wärme.

König. Herr von Beülwitz dachte hierüber als ein wahrer deütscher Patriot.

Ich. Eüer Majestät haben durch diesen friedsamen Bund, allen ihren unsterblichen Thaten die Krone aufgesetzet.

König. Deütschland ist eine Art von Republik. Es war in Gefahr seine republikanische Form zu verlieren; mich hat es erfreüet, dieselbe wiederhergestellet zu sehen.

Fünf Viertelstunden daurte diese Unterredung. Der König war sehr gesprächig, und sehr gütig; aber immer zwischendurch über den Druck im Unterleibe unruhig.

Als der König von der Mittagstafel kam, mußte Er, nach einer mässigen Mahlzeit, sich erbre-

erbrechen. Und nun fand ich Ihn, um vier Uhr sehr schläfrig und traurig. Er sagte mir: meine Blähungen führen mich noch ins Grab! Ich bat einen Eßlöffel voll Rhabarbertinctur mit Hofmanns schmerzenstillenden Tropfen öfters zu nehmen, und damit anhaltend fortzufahren.

Der Husten hatte diesen Morgen auch wieder angefangen; und diesen Abend soll er heftig gewesen seyn, wie mir der Graf Lucchesini versicherte.

Neünter Julius. Heüte war der König sehr zufrieden. Ich befinde mich, sagte Er mir, sehr wohl, nach dem gestern genommenen Mittel. Ich hatte nach demselben, gestern Abend, mehrere recht gute Stuhlgänge, und noch zwey in der Nacht, die nicht flüssig waren, sondern alle von Consistenz.

Verschwunden waren heüte die Krämpfe des Königs. Er hustete nicht, und fühlte nur sehr wenig Spannung im Leibe.

König. Nachdem ich Alles wohl überleget habe, was mir in diesen lezten Tagen wiederfahren ist, glaube ich doch, daß ich mir lezthin eine Indigestion durch die frischen Herringe zugezogen habe.

(Immer war der König gewohnt, in Absicht auf seine diätetischen Vergehungen, die Ursache da zu suchen, wo sie nicht war: denn neben den Herringen, hatte Er noch eine Menge der ungesundesten Dinge gegessen.)

Ich. Die kleinste Diätsünde Eüer Majestät, bestehet wohl darinn, daß Sie Herringe gegessen haben. Diese konnten Ihnen nur schaden, wenn Sie zu viel davon gegessen hätten, und mehr als Sie im Stande sind zu verdauen. Also glaube ich wohl, daß viele andere Dinge zusammen, die Anhaüfungen veranlasset haben, von denen Eüer Majestät in den lezten Tagen so sehr litten.

Diesen Morgen hatte der König wieder einen Eßlöffel voll Rhabarbertinctur mit Hofmanns

Tropfen

Tropfen genommen. Er hatte das sonderbare in seiner Leibesbeschaffenheit, daß Ihm wenige Grane Rhabarber, funfzehn zum Exempel, den Leib gewaltig öfneten. Ein Eßlöffel voll Rhabarbertinctur, war also ein stark abführendes Mittel für den König, und überhaupt ein sehr wohlthätiges Mittel für Ihn. Daher liebte Er die Rhabarber so sehr. Daher empfahl Er sie dem seligen Gellert, und so oft seinen Soldaten (*).

Als ich den Nachmittag um drey Uhr wieder zu dem König kam, fand ich Ihn zwar etwas mehr leidend als den Morgen, weil Er des

Mittags

(*) Im siebenjährigen Kriege begegnete dem König in Sachsen eine Menge Wagen mit Kranken. Er hörte, daß alle diese Soldaten die Diarrhee haben; und fragte: was giebt euch der Feldscheer dafür? O er giebt uns gelbe Pulver, schrie einer, wonach es immer ärger wird! Das ist sehr gut, es wird Rhabarber seyn, erwiederte der König; dabey bleibt, so werdet ihr besser. Anecdoten ꝛc. VI. 81.

Mittags gut gegessen hatte. Aber doch hatte Ihm schon die Rhabarbertinctur den Kopf aufgehellet: denn Er war von überaus guter Laune. Nie sah ich bey dem König, einen grössern Zufluß von Gedanken. Eine neüe Idee kam auf die andere, Schlag auf Schlag. Ueber zwey Stunden nacheinander, sprach der König mit mir ununterbrochen fort.

Von allen Unterredungen, mit welchen mich der König beehret hat, war diese die merkwürdigste von Allen. Aber unglücklicher Weise, ist es auch die, von der ich das allermeiste nicht erzählen kann und darf.

Diese Unterredung fieng damit an.

König. (in tiefer Meditation, und den Kopf ganz seitwerts an seinen Lehnstuhl lehnend.) Die Uebersicht einer grossen und sehr verwickelten Sache ist doch aüsserst schwer.

Ich. Diese Kunst hat, von Anbeginn der Welt, niemand besser verstanden als Eüer Majestät.

König.

König. Ein Reich, das grösser ist als Frankreich, kann nicht gut regiert werden.

Ich. Entweder gehorchet in den Provinzen das Volk dem Gouvernement nicht, oder die Gouverneûre thun nicht immer was ihnen befohlen ist, sondern viel lieber was ihnen gefällt.

König. Rußland ist ein zu weitlaûftiges und zu grosses Reich.

Ich. Nicht für den Geist und das Herz von Catharina der Zweiten. Aber in der Zukunft könnte dieses Reich wohl unter seiner Grösse erliegen (*).

König. (indem er den Finger lächelnd gegen mich aufhub.) Glauben sie das nicht!

Ich. Sire, das Russische Reich kann sich einst zertheilen: wie Alexanders Reich nach seinem Tode (**). Gouverneûre einzeler Provinzen können

(*) S'ecrouler sous sa masse sagte ich.

(**) Nach Jahrhunderten vielleicht. Aber so lange und

sich zu Königen dieser Provinzen aufwerfen, und sich mit andern Gouverneüren, von eben solchen Gesinnungen, schlagen.

König. Hierinn haben sie recht. Das glaube ich auch.

Nun kam der König auf andere Reiche und Länder. Aber hier stehe ich vor meinen Lesern stille: denn ich kenne die Menschen genug, um zu wissen, daß ich einem so grossen König, und einem so grossen

und bisdahin, steiget doch gewiß Rußlands Glanz, und Macht, und Größe. Und nie kann es weniger in Gefahr kommen als anizt, da der Divan faselt, da die furchtbarsten Heere gegen die Grenzen der Osmanen im Anzuge sind, und da die erhabene Monarchinn dieses grösten Reiches auf Erden, am vierzehnten December 1787, mir so ganz natürlich schrieb: „On ne „regarde point encore chés nous pour un „bonheur de perdre une ou plusieurs Provin-„ces. Les Etats ne sont point de la nature „des fossés, qui s'aggrandissent à mésure qu'on „en tire de la terre."

grossen Manne, Dinge sagen konnte, die kleinere Menschen und Köpfe nicht dulden und nicht verdauen.

Anfangs, da mir der König die Ehre erzeigte sich mit mir über politische Gegenstände zu unterhalten, wollte ich mich natürlicher Weise, in das allerehrerbietigste und tiefste Stillschweigen verhüllen, antwortete nicht, und hörte begierig zu. Aber das half mir nichts. Denn der König schwieg (*) jedesmal ohne Ausnahme, wenn Er seine Meinung gesagt hatte. Sobald Er am Ende

(*) Ganz anders als unsere jungen Herren von grosser Aufklärung — die, entweder wenn sie mit einem einzigen Menschen in Unterredung sind, niemals desselben Antwort abwarten, sondern in einem fort dociren; oder die, wenn sie Alle beysammen sind, alle auf einmal und jeder vor sich, so laut und so mörderlich schreyen, decidiren und krähen, daß einem alten und bescheidenen Manne dabey, Gesicht, Denkkraft, Gehör, und Sprache vergeht.

Ende seines Spruches oder seiner Periode war, sah Er mich dann lebhaft und feürig, und gleichsam fragend an? Antworten mußte ich also, es koste was es wolle! Je rascher, kecker, unbefangener, und freyer, meine Antworten auch alsdann waren, desto besser schienen sie immer dem König zu gefallen.

Diese Unterredung schien anfangs philosophisch werden zu wollen, ward aber politisch, und daurte über eine Stunde. Aber durch die gewöhnlichen schnellen Uebergänge, und unerwarteten Wendungen des Königs, ward sie nun, in der zweiten Stunde, medicinisch.

Diesen Theil der Unterredung mit dem König setze ich also ganz hieher; ob er gleich medicinisch ist, so scheint er mir doch merkwürdig.

König. Welche Krankheiten kommen im Hannöverischen izt am meisten vor?

Ich. Unter den hitzigen Krankheiten vorzüglich die Fieber, die man in Frankreich und

Italien

Italien gallichte Fieber nennt, die aber die deutschen Katherderärzte (die sich oft viel auf Namen und Wörter einbilden) bald so bald anders taufen; und dann auch sehr haüfig, faule und bösartige Fieber, die sehr gefährlich sind.

König. In meinen Ländern kommen diese Krankheiten so haüfig nicht vor.

Ich. Die Armeen Eüer Majestät, und die Städte die grosse Garnisonen hatten, litten oft sehr von solchen Krankheiten. Im Kriege von 1778 und 1779 herrschten böse Fieber von jener Art bey den Armeen Eüer Majestät, aber am allermeisten die Ruhr.

König. Das ist wahr. Und sollten sie wohl glauben, daß ich im lezten Kriege die Ruhr sehr gut curirt habe? Ich war mit einem Corps meiner Truppen in einer kleinen Stadt. Fast alle bekamen die Ruhr, und viele starben. Ich stecke meine Nase nicht in die Medicin, als wenn Ich sehe, daß diejenigen, die sich damit abgeben,

nichts davon verstehen. Also sagte Ich: nehmt einige Grane Brechweinstein, löset sie in genugsamem Wasser auf, und laßt die Leute Löffelweise soviel davon nehmen, bis sie einige male gebrochen, und dann auch gut purgirt haben. Das thaten die Feldscheerer, und es gelang.

Ich. Vortreflich.

König. Aber es kommt da nicht bloß auf Recepte an, sondern hauptsächlich auf alle übrigen Anstalten, die man bey einer Armee macht. In allen meinen Kriegen befolgte man meine Befehle, in Absicht auf meine kranken und verwundeten Soldaten, äusserst schlecht. Nichts hat mich, in meinem Leben, mehr verdrossen: als wenn Ich sah, daß man diese braven Männer, die Gesundheit und Leben so edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten und bey ihren Wunden übel verpflegte. Man ist oft barbarisch mit ihnen umgegangen, und mancher armer Soldat ist aus Mangel von guter Verpflegung gestorben. Nichts

hat

hat mich von jeher mehr betrübet, als wenn Ich die unschuldige Ursache an dem Tode irgend eines Menschen war. Aber Ich habe, seit dem lezten Kriege, solche Befehle gegeben, die es allen den Schelmen Schurken und Spitzbuben bey der Armee, künftig sehr schwer machen werden ihren König zu betrügen, und den armen Soldaten der ihm so nöthigen Hülfe und Erquickung so schändlich und barbarisch zu berauben.

Ich. Das ist sehr zu wünschen. Aber ich befürchte, daß Eüer Majestät noch bey weitem nicht genug wissen, wie man, im lezten Kriege, in ihren Kriegshospitälern und Lazarethen hauste!

König. (mit grossen Augen, und einem Adlersblicke!) Woher wissen sie das?

Ich. Dieß weiß ich, wie ganz Deütschland, aus gedruckten Schriften. Ich weiß es, durch den Verfasser dieser Schriften, der ein Unterthan Eüer Majestät ist; der Ihnen als Feldarzt bey der Armee Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen

Heinrichs, in Sachsen und Böhmen, treu und mit Ehre gedient hat: und dem nichts für alle seine Treu geworden ist, als die Geissel des Verfolgungsgeistes, die unwürdigste Begegnung, Haß und Unterdrückung — von einigen seiner Kunstverwandten in Berlin (*)!

König.

(*) Eine Art von menschenfreundlicher Revolution zum Besten der Preussischen Armee zu veranlassen, war mein Wunsch und gab mir den Muth, vor dem König mit solcher Kühnheit zu sprechen. Vielleicht kann ich in diesem Augenblicke, dachte ich, mehr Gutes bewirken, als ich in meinem ganzen Leben that. Darum ergriff ich, rasch und schnell, diesen Augenblick. Aber um etwas Gutes in solcher Ausbreitung zu thun, dazu gehören nicht nur solche Veranlassungen, und nicht bloß der Muth solche Veranlassungen zu benutzen. Es ist nicht genug, daß man das äusserst seltene Glück habe, denjenigen Vorstellungen machen zu dürfen, die auf den Thronen sitzen. Geduld, und zumal auch den Willen — müßte man haben, auf die tiefuntergeordneten Herren, auch wohl gar auf das unterste und nie-

König. Wie heißt der Mann?

Ich. Doctor Fritze, Arzt in Halberstadt.

König. Schreiben sie mir, ich bitte sie, diesen Namen auf.

Ich. Ich werde dieß, beym Weggehen von Eüer Majestät, im Vorzimmer thun.

König. Ich kenne den Doctor Fritze nicht; Ich habe niemals seinen Namen nennen gehört.

Ich.

niedrigste Gewürme, zu wirken, wenn alles Gute gedeyen soll! Alle diese Herren zittern zwar, wenn sie sehen was zuweilen ein weit entfernter Fremdling unternimmt. Aber jeder hat denn doch auch etwa ein Dörnlein, das er eüch gerne auf eüre Wege streüt; und alle kommen in Harnisch gegen diesen Fremdling. Ob sie ihn gleich nicht stürzen können, so herzlich gerne sie auch dieß wollten: so können sie doch Alle (in ihrer untern Revier) schreyen, bellen, schreiben, lügen, schimpfen, schänden und verlaümden; und machen eüch dann von da, aus einer Entfernung von dreyhundert, vierhundert, und sechshundert deütschen Meilen, recht amüsante Momusgesichter!

Ich. Dieß thut mir leid für den Dienst Eüer Majestät. Aber, Sire, ich kenne niemand der fähiger wäre, Eüer Majestät von allen bey ihren Armeen, in dieser Absicht, verübten Schelmereyen und Spitzbübereyen so genaue und so bestimmte Nachrichten zu geben, als eben dieser Doctor Fritze. Er hat Alles mit seinen eigenen Augen angesehen. Er ist ein Mann der sprechen darf, ein vortreflicher Arzt, und ein Mann von Geist.

König. Ich mache nichts aus einem Manne von Geist, wenn Er nicht auch dabey, ein redlicher Mann (**) ist. Sagen sie mir rein heraus: ist

(**) Dieß war die beständige und feste Gesinnung des Königs. Kein Lob, in meinem Leben, hat mich darum so innig, so tief, gerühret und entzücket, als wenn Friedrich der Grosse (welches Er so sehr oft that) mich mon bon Monsieur nannte; oder wenn Er von mir sagte (welches in seinem Munde das gröste Lob war): ce Zimmerman est un homme de probité.

ist der Doctor Fritze in Halberstadt, ein recht ehrlicher Mann?

Ich. Das ist er gewiß. Eben seiner Redlichkeit wegen, ward Er in Berlin so sehr zurückgesetzet; und eben seiner Redlichkeit wegen, nehme ich die Freyheit Eüer Majestät den Doctor Fritze zu empfehlen. Aber, weil ich ihn nicht von Person kenne: so weiß ich auch nicht, ob Er bey seinem lebhaften Temperament, das Alles mit der Fackel in der Hand, Alles mit Feüereifer durchsetzen will, nicht vielleicht etwas Rauhes und Unangenehmes in seinen Manieren hat; ob Er nicht vielleicht zu hitzig und zu auffahrend ist; und ob Er auch recht versteht jeden Menschen von der rechten Seite anzufassen.

König. Das ist Mir einerley. Schreiben sie mir nur seinen Namen auf.

Hierauf fieng der König wieder an, von Sich zu sprechen. Er sagte mir: sie müssen doch auch sehen, wie elend ich gehe. Kommen sie mit mir.

Der

Der Kammerhusar ward gerufen, und dieser hub den König von seinem Lehnstuhl in die Höhe, und faßte Ihn unter dem einen Arme an! Ich folgte, und, wenn der König mit mir sprach, näherte ich mich seiner Seite. So gieng der Zug durch drey Zimmer höchst elendiglich, und mir blutete dabey das Herz! Der König gieng sehr langsam und kümmerlich, und kam doch dabey ganz ausser Athem. Zuweilen sagte Er etwas, das ich aber mehrentheils nicht verstand. Endlich sagte der König: ich will zurück! So begleitete ich dann den König wieder in sein Wohnzimmer, wo Er sich wieder in seinen Lehnstuhl setzte, und wo ich, wie gewöhnlich, ganz nah vor Ihn trat (*).

Eine

(*) Diese Unschicklichkeit mußte ich immer begehen, weil ich sonst die sanfte Stimme des Königs nicht verstanden hätte. Also stand ich immer in der Distanz von einem oder höchstens von zwey Fuß vor dem König.

Eine kleine Weile vergieng, bevor der König sich erhohlet hatte, und bevor Er wieder sprechen konnte. Sodann gieng die Unterredung auf folgende Weise fort.

König. Haben sie izt viele Kranke?

Ich. Dieß ist die Zeit da mich viele Einheimische in Hannover, und sehr viele Auswärtige, ihrer Sommercuren wegen um Rath fragen.

König. Nun so darf ich sie dann auch nicht länger hier aufhalten, und ihre Kranken noch länger ihrer Hülfe berauben. Ich bitte sie Morgen um acht Uhr, noch ein wenig zu mir zu kommen, damit ich könne ihnen meine Dankbarkeit bezeügen für alle Gefälligkeit, und alle Aufmerksamkeit, die sie so lange für mich hatten. Alsdann will ich ihnen auch einen Brief für Seine Königliche Hoheit den Herzog von York mitgeben.

Noch bevor mir der König, nach einer Unterredung von mehr als dritthalb Stunden, das

Zeichen zum Weggehen gab, sagte Er mir: ich glaube, daß ich noch einen Bruch bekomme! Ich habe ganz sonderbare Schmerzen, die Er mir beschrieb.

Diese Schmerzen, sagte ich, zeigen etwas ganz anderes an. Sie sind gewöhnlich Vorboten der Hämorrhoiden. So seltsam dieß auch izt scheinen mag, glaube ich, daß vielleicht bald die Hämorrhoiden in Fluß kommen werden.

Das wäre sehr gut, sagte der König, indem Er unaussprechlich freündlich den Hut abnahm, und mir dadurch das Zeichen zum Weggehen gab (**).

(**) Von dem König gieng ich zu dem Herrn Minister von Herzberg, wo auch gleich der Graf Lucchesini sich einfand. Beyde Herren wunderten sich, daß ich eine so sehr lange Unterredung mit dem König hatte. Ich sagte, der König sey von sehr guter Laune gewesen, und erzählte die Geschichte mit Fritze.

Eilfter Julius. Vor der Thür des Königs, übergab mir der zweite Kammerhusar, im Namen

O so werden Sie sehen, erwiederte Lucchesini, daß der König Morgen an Fritze schreiben, und ihn nach Potsdam kommen läßt! Der König erzählte sonach, selbst die Geschichte mit Fritze, am nemlichen Abend, und sezte auch gleich hinzu: Er wolle Fritze kommen lassen.

Sobald ich wieder zurück in Potsdam war, schrieb ich an Fritze, erzählte ihm die Sache, und sagte ihm, daß er sich auf alle Fälle zur Reise fertig mache, und sich dann vor dem König tapfer und mannhaft halte.

Gleich den andern Morgen, den zehnten Julius, ließ der König an Fritze schreiben, und ihn nach Potsdam rufen. Den vierzehnten Julius war Fritze in Potsdam.

Gleich ließ ihm der König durch den Herrn Geheimen Kabinetsrath Beyer folgenden Befehl in die Feder dictiren: „Seine Majestät lassen „den Hofrath Fritze versichern, daß Sie ihn für „einen ehrlichen und soliden Mann halten, und „aus diesem Grunde geben Sie ihm den Auftrag, „alle die Schelmereyen die Er bey dem Feldla-

Namen Seiner Majestät, nochmals tausend Thaler, in Bancozetteln.

Ich

„zareth der zweiten Armee beobachtet, Seiner „Majestät auf Pflicht und Gewissen schriftlich „einzureichen. Seine Majestät wollen Ihm „dann auch eine jährliche Pension geben, und „Ihn bey dem Feldlazareth ansetzen.“

Fritze gieng also ans Werk, und beobachtete alle Freymüthigkeit eines ehrlichen Mannes. Bey den sträflichen boshaften Handlungen, vermied Er aufs sorgfältigste, die Thäter derselben nicht auszeichnend und kennbar zu charakterisiren, noch weniger sie als solche zu nennen.

Am siebenzehnten Julius, ward dieser Aufsatz dem König eingehändigt. Den Tag darauf erhielt Fritze schriftliche Ordre, einen Plan zu entwerfen, wodurch diesen Schelmereyen aufs kräftigste vorgebeügt werden könnte. Fritze bat um Erlaubniß, diesen Plan in Halberstadt ausarbeiten zu dürfen.

Am neünzehnten Julius erhielt Fritze von dem König schriftlich zur Antwort: „In einigen Tagen, wollen Seine Majestät die Angelegenheit „wegen der Feldlazarethe ausmachen, und so

„lang

Ich gieng herein, und nun begann die mich zuerst aüsserst befremdende, und sodann

 sehr

„lange müsse Er also in Potsdam verbleiben. „Sie haben dabey zur Absicht, ihn zum Ober„aufseher über die Lazarethe zu ernennen, und „ihm eine Pension von vierhundert Thaler an„zuweisen.“

Am nemlichen Tage mußte nun Fritze selbst zum König kommen. Die Anrede des Königs an Fritze war: „Höre Er mal. Der Ruf seiner „Rechtschaffenheit und Wissenschaft, ist auch zu „Mir gedrungen. Ich habe Ihn deshalb kom„men lassen, um Ihm, weil Ich Ihn für einen „ehrlichen Mann halte, die Oberaufsicht über „die sämtlichen Feldlazarethe in Kriegeszeiten „anzuvertrauen.“

Nun fieng der König an, sich in einiges Detail von denen durch Fritze geaüsserten Vorschlägen zur Verbesserung der Misbraüche einzulassen. Alles, glaubte der König, wäre prakticabel, nur nicht die Auswahl guter Lazarethfeldscheerer; darauf bezieht sich im Patent, der Wink, daß keine unmögliche Dinge sollen in Vorschlag kommen. Der König entließ Herrn Fritze

sehr rührende lezte Unterredung mit dem König auf folgende Art.

König.

Fritze mit vielen Ausdrücken seiner Huld, und erzeigte Ihm auch die ungewöhnliche Gnade für die ersten bey der Armee angesezten Aerzte (die sonst immer in Potsdam und Berlin wohnen müssen) daß Er könne, in Friedenszeiten, in Halberstadt bleiben.

Dem Herrn Geheimen Kabinetsrath Beyer befahl der König, daß das Patent für Fritze, gratis ausgefertigt werden müsse. Dieß ersparte Ihm zweyhundert und funfzig Thaler. Ferner sagte der König zu Herrn Beyer: „Ich habe „meine Meinung in Absicht Fritzens geändert. „Schreibe Er also, was ich ihm itzo sage.“ Nun dictirte der König, dem Herrn Geheimen Kabinetsrath Beyer, Wort für Wort, folgendes Patent.

„Besonders Lieber Getreüer. In Verfolg „meiner Eüch heüte bereits ertheilten Ordre, „und meiner Eüch mündlich gegebenen Anwei„sung, habe ich Eüch hiedurch wiederhohlen „wollen, daß Ich Eüch die Inspection und „Oberaufsicht über die Lazarethe in Kriegeszeiten

„anver-

König. Sie machen sich merkwürdig (Vous vous signalés) bis auf den lezten Augenblick ihres hiesigen Aufenthaltes.

„anvertraue. Ich will nach denen Mir, von „Eürer rechtschaffenen Denkungsart und Kennt„nissen zugekommenen Nachrichten, von Eüch „hoffen, daß Ihr bey dieser Eüch anvertrauten „wichtigen Inspection, mit Fleiß und Eifer so„wohl, als mit ganz uneigennüßiger Recht„schaffenheit zu Werke gehen werdet. Und um „Eüch dazu noch mehrern Anlaß und Aufmun„terung zu geben, will ich Eüch zu Friedens„zeiten eine jährliche Pension von fünfhundert „Thalern auf die General Krieges Casse an„weisen, welche in Kriegeszeiten bis auf Ein„tausend Thaler vermehret werden soll. In „Absicht Eürer Geschäfte müsset Ihr wohl selbst „einsehen, daß man nach Beschaffenheit der „Vorfälle, zu der Menge der erforderlichen „Feldscheerer, nicht lauter gute und vorzügliche „Leüte auswählen kann. Dafür aber müsset „Ihr mit der grösten Sorgfalt sorgen, und un„ermüdet dafür wachen, daß die Leüte, die ein„mal angestellet sind, die ihnen angewiesenen

„Ver-

Ich. Das beständige Gefühl meiner Schwäche, die tiefe Ueberzeügung von Allem was mir mangelt, von Allem was ich nicht bin, und was doch jeder Arzt seyn sollte, verließ mich hier keinen Augenblick.

König. Sie sind ein Prophet. Als ich gestern Abend, wegen gewisser Schmerzen, die

ich

„Verrichtungen, sorgfältig, getreü, und überhaupt wie es ihre Pflicht erfodert, verrichten müssen. Gegen diejenigen, die es daran ermangeln lassen, müsset Ihr, mit unerbittlicher Strenge zu Werke gehen, weil das Leben so vieler Menschen davon abhängt. Ihr könnet nunmehro nach Halberstadt zurück gehen, und daselbst die Ausarbeitungen machen, die Ich von Eüch verlanget habe: dabey müßt Ihr nur keine unmögliche Dinge fodern, oder in Vorschlag bringen, Alles aber was zu Verhütung der Betrügereyen, Unterschleiffe, und Vernachlässigungen gereicht, desto sorgfältiger anmerken. Ich bin Eüer gnädiger König."

Potsdam den 19 Julii 1786.

Friedrich.

ich nicht verstand, unruhig war, sagten sie mir, dieß bedeüte, daß Hämorrhoiden kommen werden. Diese Nacht sind die Hämorrhoiden gekommen. Ich habe sehr gut geschlafen. Der bewußte Schmerz hat sich verlohren. Ich bin mit ihnen sehr zufrieden.

Ich. Ein Bedienter Eüer Majestät, hat mir auch eben ein Merkmal der Zufriedenheit Eüer Majestät auf Dero Befehl überreichet; wobey ich, wie bey allem was mir Dieselben anizt sagen, erröthe und verstumme.

König. Sagen Sie mir hiervon Nichts, aber lassen sie mich ihnen danken für alles was sie mir hier gewesen sind. Sie haben gethan was sich thun läßt; Ich bin aüsserst mit ihrer ganzen Aufführung zufrieden. Sie reisen über Dessau zurück?

Ich. Ihro Königliche Hoheit die Fürstinn von Dessau, hat an mich nach Potsdam geschrieben, und hat mich eingeladen, ihrer Gesundheit

wegen, einige Tage in Wörlitz zuzubringen. Von da reise ich über Antoinettenruh, und Braunschweig, nach Hannover.

König. Ich bitte alle ihre Kranken um Verzeihung, daß Ich sie, so lange, ihrer Hülfe beraubet habe. Ich danke ihnen für die Gefälligkeit, mit der sie, so lange, hier bey mir gewesen sind. Ich wünsche daß es ihnen immer wohl gehe. Es freüet mich, daß sie mich gesehen haben, weil sie dadurch, in der Zukunft, meinen Zustand besser werden beurtheilen können.

Ich. Eüer Majestät rühren mich so sehr, durch alle ihre grossen Gesinnungen, daß ich Ihnen nicht mehr antworten kann.

König. Haben sie die Güte dem Herzog von York diesen Brief zu überreichen. Sagen Sie Ihm wie oft ich mit ihnen von Ihm gesprochen habe. Sagen sie Ihm wie sehr ich Ihn hochschätze, und wie zärtlich ich Ihn liebe. Sagen sie Ihm, in meinem Namen, alles was sie zärtliches sagen können.

Ich.

Ich. Getreülich will ich Alles dem Herzog erzählen und sagen.

Nun nahm der König, seinen Hut mit unbeschreiblicher Würde, Huld, und Freündlichkeit ab, neigte sein Haupt, und sprach: „Adieu, mein „guter, mein lieber Herr Zimmermann. Ver„gessen sie den guten alten Mann nicht, den sie „hier gesehen haben!“

Meine Brust war wie zerrissen. Es schien mir, ich müsse auf der Stelle ersticken. Ich gieng, nach der tiefsten Verbeügung, nur um einen Schritt zurück; stand sodann aber noch gerade vor dem König, stieß einige Worte der zärtlichsten Rührung aus, beügte mich noch einmal so tief ich konnte, eilte mit blutendem Herzen nach dem Vorzimmer, und vergieng fast vor Betaübung, Wehmuth, und Schmerz.

Am Abend dieses lezten Tages in Potsdam, war ich mit meiner Frau da, wo wir fast jeden Abend in Potsdam zubrachten, im Hause des

liebenswürdigen königlichen Kammerherrn, Grafen Lucchesini, in einer grossen Gesellschaft von unvergeßlichen Freünden und Freündinnen. Am frühen Morgen des eilften Julius, verreisten wir aus Potsdam, und giengen über Wörlitz, Dessau, und Braunschweig, nach Hannover.

Mein theürer Freünd Lucchesini, der mir in Potsdam alles in allem war, bey dem ich Hülfe, Trost und Rath, in allen Fällen fand, half mir auch noch diesen Abend, aus einer grossen Verlegenheit, in der ich das geliebte, und mir in so tiefem Andenken auch izt noch immer dargestellte, immer vor meinen Augen schwebende Potsdam, mit doppelter Traurigkeit hätte verlassen müssen. Während meines ganzen dortigen Aufenthaltes, hatte ich nicht die Ehre gehabt, dem damaligen Kronprinzen und Thronfolger, Seiner Majestät dem iztregierenden König, aufzuwarten. Nun bat Lucchesini, den in unserer Gesellschaft sich befindenden, und mit seiner liebenswürdigen Familie

für

für mich und meine Frau aüsserst liebreich gesinnten Herrn Major von Bischofswerder, zu Seiner Königlichen Hoheit zu gehen, und in meinem Namen zu sagen was die tiefste Ehrfurcht foderte, und was sich zu meiner Entschuldigung sagen ließ. Herr von Bischofswerder übernahm diesen Auftrag menschenfreündlich und gütig, und kam von dem Kronprinzen mit einer für mich höchst gnädigen und trostreichen Antwort wieder. Auch noch im September darauf, hatte ich das Glück daß mir ein treüer Freünd des Königs, und eine der schönsten und biedersten Seelen, die ich in Deütschland kenne, der regierende Fürst von Anhalt Dessau, in meinem Hause in Hannover versicherte: „Seine Majestät, der iztregierende König, sey „sehr zufrieden, mit meiner ganzen Aufführung, „und meinem ganzen Betragen in Potsdam.“

Behutsamkeit war mir allerdings in Potsdam, aüsserst nöthig. Das geringste Versehen in meiner Aufführung, oder meinen Reden, hätte mir

bey

bey dem König den Hals gebrochen. So krank Er auch war, so wenig wollte Er doch, nicht nur in Deûtschland und in Eûropa, sondern selbst in Potsdam und Berlin, dafür gehalten seyn. Er wußte zu gut, wie emsig, nun zumal auch die Abgesandten fremder Mächte in Berlin, auf jede Nachricht von seinem Befinden laurten, und wie diese privilegirten Spionen (wie Er die Herren vom Corps diplomatique schon als Jüngling in seinem Antimachiavel nannte) kein Geld und keine Künste sparen würden, um jede Abänderung in seinem Befinden, und zumal jede Verschlimmerung desselben, gleich aus der ersten Quelle zu fischen. Aus dieser Betrachtung entsagte ich auch ganz — und willig dem Gedanken dieses mal Berlin zu sehen, so gerne ich diese mir unvergeßlich liebe Stadt auch gesehen hätte! Ohne die gröste Unschicklichkeit zu begehen, hätte ich, in dieser grössern Entfernung von den Augen des Königs, der Nothwendigkeit nicht entgehen können,

mich

mich dem ganzen Königlichen Hause, und vielen Grossen und Hofleuten, vorstellen zu lassen. Wäre ich aber auch bey den leztern noch so behutsam gewesen: so hätte man doch immer am Ende meine Reden verdreht, und mir Mähren nacherzählet! Jeder Mensch, von jedem Stande in Berlin, hätte sich befugt geglaubt, mir die Daumschraube anzulegen. Jeder hätte bey mir nach Weissagungen gelechzt, hätte peremptorisch den Tag, die Stunde, und die Minute erfragen wollen, an welchem man endlich die längst erwartete Zeitung erfahren würde, Friedrich der Grosse — sey nicht mehr! Dieß Alles wußte der sterbende König; und deswegen nahm Er es äusserst gut, daß ich nicht nach Berlin gieng, sondern mich gleichsam durch eine Hinterthür aus Potsdam wegschlich.

Eben diese Discretion beobachtete ich auch, von dem ersten Tage an, in Potsdam. Man unterließ zwar nicht, sobald ich dort in Gesellschaft erschien, mir an den Puls zu fühlen, und mich

möglichst auszuforschen. Aber ich ließ die Frager abprellen; antwortete entweder gar nicht, oder so, daß man mich gewiß nicht wieder fragte. Kaum hatte ich, auch nur drey Tage hindurch, in den Gesellschaften von Potsdam, diese Maaßregeln befolget, so fragte kein Mensch mehr, bey mir, nach dem Befinden des Königs. Hofleüte und Weltleüte, sagten dort überall von mir, ich sey ein völlig zugeknöpfter Mensch.

Offen war ich, wo ich offen seyn mußte. Also auf meiner Rückreise, in Wörlitz, bey dem braven und redlichen Fürsten von Anhalt Dessau, dem alten Herzensfreünde seiner iztregierenden Königlichen Majestät. Offen war ich in Braunschweig bey einem Fürsten, dessen Bild die Nachwelt im Tempel der Unsterblichkeit, neben das Bild des Cäsars, des Condé, des Türenne und Friedrichs des Grossen hinstellen wird, bey dem regierenden Herzog von Braunschweig, mit dem ich die Ehre hatte mich eine ganze Stunde hindurch, über den

kläg-

kläglichen und hülflosen Zustand des Königs zu unterhalten, und in dessen Heldenbrust und Heldenaugen, unvergeßliche Seüfzer und Gefühle mir nicht entgiengen. Etwas weniger offen, war ich in Antoinettenruh, nicht aus Politik, sondern aus Mitleid und Schonung, bey der verwitweten Frau Herzoginn von Braunschweig, Schwester des Königs, und bey der Princessinn Augusta von Braunschweig, Aebtissinn zu Gandersheim, der sehr geliebten und geistvollen Schwestertochter und Correspondentinn des Königs. Meine Vorhersagungen, die man doch immer so positiv wissen wollte, waren da freylich weniger vortheilhaft, aber doch ungefähr eben so, wie in beyliegendem Briefe (*) den ich die Ehre hatte, den vierten Julius,

(*) Dieser Brief, den ich hier wohl mittheilen kann, weil er meine Art zu denken und zu reden darstellt, lautete so.

„Mit dem größten Vergnügen, werde ich die „Befehle Eüer Durchlaucht befolgen. Da, wo „ich

Julius, des Morgens frühe, aus Potsdam, an den Herzog Friedrich von Braunschweig nach Berlin zu schreiben.

Alle

„ich reden muß, sage ich nie mehr und nie we„niger als was ist; und so wird es doch immer „eine Art von Trost, für Ihro Königliche Hoheit „die verwitwete Frau Herzoginn von Braun„schweig seyn, Wahrheit von mir zu hören.“

„Am ersten Tage meines Hierseyns, den vier „und zwanzigsten Junius, war ich, den ganzen „Nachmittag und Abend hindurch, sehr er„schrocken. Aber seitdem gieng es, mehr und „weniger, doch immer besser. Der König war „oft sehr erleichtert, und hatte manchen recht „heitern und guten Tag.“

„Erleichterung ist aber auch Alles, was ich „versprechen kann, und darf.“

„Meine schwachen Augen, reichen nicht bis „an die Wage, in welcher Gott die Schicksale „der Völker wiegt. Ich will und kann nicht „weissagen. Aber soviel sehe ich doch, daß der „ausserordentlichste Mann unsers Jahrhunderts, „auch ein ausserordentlicher Kranker ist, bey dem „alle unsere gewöhnliche Vernunft scheitert.“

Alle diese Behutsamkeit, die ich ohne Ausnahme befolgte, verwahrte mich indessen nicht, vor dem Zahn der Zeitungsschreiber, Journalisten (*) und Aerzte aus der niedrigen Classe (**). Der Ver-

(*) Man hat, ich weiß nicht in welchem Journal, erzählet: ich habe den König in Rheinwein baden lassen! Diese Mähre gieng nach der Schweitz, nach Hannover, und durch ganz Eúropa. Mir that aber diese Mähre bloß für den armen deútschen Journalisten leid, dem der Mund wohl jämmerlich nach diesem schönen Bade mag gewässert haben!

(**) Herren mit weissen und gelben Ringen um die Nasen, jubilirten allgemein in Deútschland und in der Schweitz, als in allen Zeitungen stand: der König habe gleich, bey meiner Abreise aus Potsdam, den Hofrath Fritze aus Halberstadt nach Sanssouci berufen! Man wähnte überall: mit diesem plözlichen Rufe des Hofraths Fritze, habe mir der König eine Nase gedreht!! —

Ach, verzeiht es mir doch, daß ich solche Dinge hier öffentlich erzähle: denn mündlich belästige ich doch keinen Menschen mit dem was

Verfasser einer Westphälischen Zeitung, scheute sich nicht, das Publicum zu bereden, ich habe in Potsdam gesagt: Der König könne noch drey Jahre leben, denn sein Blut sey gut! Dieß war eine völlige und äusserst abgeschmackte Zeitungslüge. Nie habe ich mich, was die Dauer der Lebenszeit des Königs betrift, auf irgend eine Vorhersagung von irgend einer Art eingelassen: denn ich wußte zu welchem Grade von Lächerlichkeit, man in Berlin diese Vorhersagungen trieb,

und

mich angeht, und erzähle, wie es sich gebührt, von mir selbst nichts, in eürer Gesellschaft! —

Aber manche junge, sanfte, gute, fromme, bildsame, auf den Wegen der bösen Welt noch unerfahrne Seele, die auch nur die allergeringste Neigung hat zu dem abscheülichen Laster des Neides, wird gewiß, wenn sie dieses liest, den Neid bis auf den lezten Keim in sich zerdrücken. Aus solchen Thatsachen erhellet ja gar zu offenbar, wie stockdumm der Neid in allen vier Fakultäten ist, und wie leicht es dem armen Beneideten wird, ihn leise zu verachten!

und diesen Berlinerkitzel hatte ich nicht. Des Westphälingers Einfall mit dem Blute ist so feldscheererischdumm, daß wohl niemand, der mich kennt, eine solche Albernheit von mir glaubt.

Aber der vermessenste Lügner von Allen, war ein Feldbarbier, oder Arzt aus der allerniedrigsten Classe (vielleicht ein sehr berühmter Doctor) dessen Namen ich nicht kenne, und der sich erdreistete, auf meinen Namen und mit meines Namens Unterschrift, über den Zustand des Königs einen Brief zu erdichten, der unter der Garnison von Magdeburg herumgieng, und gierig gelesen ward. Herr Oberconsistorialrath Gedicke aus Berlin, sah diesen Brief in Magdeburg; und dieser verdienstvolle Gelehrte hatte die Freündschaft für mich, einen Tag bevor wir hier die Nachricht von dem Tode des Königs erhielten, bey seinem Hierseyn, mich mit edler Indignation von diesem ehrlosen Streiche zu unterrichten.

 Soviel,

Soviel, hatte ich über mein Verhalten, und desselben Folgen zu sagen. Einige Anmerkungen und Schlüsse bleiben mir noch übrig, die ich doch gerne über das Ganze meiner Erzählung machen, oder daraus folgern möchte. Zwischendurch werde ich dann auch, mancher anderer Charakterzüge des Königs erwähnen. Hie und da, sage ich auch wohl etwas das zu seiner Geschichte gehöret; vorausgesezt, daß man etwa solche nach Plutarchs, oder (wenn man lieber will) nach irgend eines königlichen Kammerdieners Manier, aufgefangene oder selbstgemachte Beobachtungen, bey der grossen Darstellungskraft unsers Zeitalters, und bey dem hellen Sonnenlichte unserer grossen Aufklärung nicht verachtet.

Alles was ich in Medicinischer Absicht von dem König erzähle, füllet eigentlich bloß die kleine Lücke aus, die der Herr Leibarzt Selle in seiner Krankheitsgeschichte des Königs, die Gütigkeit hatte für mich offen zu lassen, und bestätigt übrigens alles was Herr Selle sagt.

Des Königs Zustand, war bey meiner Abreise aus Potsdam nicht ungewiß, sondern nur allzugewiß, und höchst erbärmlich. Der König hatte die Brustwassersucht, die Bauchwassersucht, und eine entsezliche Ergiessung von Wasser in seinen Schenkeln und Beinen. Aller Anschein zu einem Geschwür in der Brust war vorhanden, nachdem sich, im lezten Winter, auch schon einmal da ein Geschwür geöfnet hatte. Die Kräfte waren ganz weg. Ohne fremde Hülfe, konnte der König weder stehen noch gehen. Aber sein Muth war noch groß, und seine Hofnung, wenn Er derselben auch zuweilen in trüben Augenblicken entsagte, verließ ihn nie.

Völlig unmöglich war es, für den König etwas Nachdrückliches zu thun. Er selbst wollte, im Grunde, doch nur erleichtert seyn, wollte höchstens daß man für seine Eßlust, für seinen Stuhlgang, und für seine Verdauung sorge. Von mir, verlangte der König übrigens weiter nichts, als

ein Mittel das Ihn auf der Stelle heile! Ein solches Mittel kannte ich und hatte ich nicht. Auch hatte ich gleich von dem ersten Tage, vom vier und zwanzigsten Junius an, der Hofnung zu der Möglichkeit irgend einer ordentlichen und durchgreifenden Cur, ganz entsagt. Mein ganzes Verfahren bey dem König, ausser den ernsthaften Vorstellungen die ich Ihm so oft machte, war im Grunde nichts und wieder nichts als medicinische Politik!

Noch im Monat August tröstete sich indessen der König oft mit dem Gedanken, daß sein Vater, fünf Jahre hindurch, mit der Wassersucht gelebet habe. Immer war auch damals noch, seine Imagination reich an Trostgründen. Sogar, als zwischen dem vierten und zwölften August, das linke Bein sich geöfnet hatte, und nun täglich mehr als ein Quartier Wasser mit grosser Erleichterung abfloß, glaubte der König sich izt wieder, mehr als nie, ausser aller Gefahr. Er verrichtete

aber,

aber, am funfzehnten August, zum leztenmal seine Kabinetsgeschäfte, zwar mit schwacher Stimme aber ziemlicher Aufmerksamkeit; und aß, auch noch an diesem Tage, eine halbe Seespinne.

Der König starb, am acht und dreissigsten Tage nachdem ich Ihn zulezt gesehen hatte, den siebenzehnten August, unter Umständen die Herr Selle unverbesserlich beschrieben hat, an einem Stickfluß.

Was ich von meinen Unterredungen mit Friedrich dem Grossen, erzählet habe, so wenig und abgebrochen es auch ist, veranlasset indessen doch manchen Blick in den Charakter dieses Königs.

Magen und Unterleib, und die, Gott weiß wie, mit beyden so mächtig zusammenhängende Imagination, hatten mehr Gewalt, auf diesen ausserordentlichen Mann, als man sich wohl vorstellet. Eine üble Verdauung drückte Ihn gewaltig nieder, und kaum war der Druck weg, so loderte sein grosser Geist wieder hoch empor. Man

wird bemerket haben, wie sein Muth sich hob, wenn irgend ein Vorfall, der Ihm für seine Gesundheit zuträglich schien, seine Erwartungen übertraf; und wie schnell Er zu unerwarteten Entschlüssen schritt, wenn etwa ein glückliches Wort seine Imagination frappirte. Eben wegen seines unbezwingbaren Unglaubens an Aerzte und Arzneykunst, hielt Er die allergeringste gute Wirkung eines Arzneymittels für ein Wunder; und den Arzt, der Ihm die allergemeinste Sache vorhersagte, für einen Prophet.

Uebler Laune war zwar der König oft in seiner Krankheit, wie man gesehen hat. Allein diese üble Laune hatte doch, so viel ich wenigstens dieselbe aus eigener Erfahrung kenne, ein einziges mal etwas Heftiges: und dieß in einem Moment des vier und zwanzigsten Junius, als ich um eine Consultation mit Herrn Selle bat; aber sonst nie auch nur den Verdacht von Grimm.

König

König Friedrich Wilhelm der Erste starb auch an der Wassersucht, und war zuweilen dabey auch von sehr übler Laune. Aber seine üble Laune drückte Er ganz anders aus, als sein grosser Sohn; und zuweilen, denn Er war aufrichtig fromm, auf eine gar sonderbar christliche Weise.

Es herrschte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, und zumal in den frühern Zeiten desselben, in Deütschland eine Naivheit, die man izt nicht mehr kennt, und von der man izt keinen Begrif hat. Kaum wird man glauben wollen, daß die Gemahlinn König Friedrichs des Ersten von Preüssen an die Gemahlinn Georgs des Ersten nach Hannover schrieb: Leibnitz a passé hier la soirée avec moi, pour ne m'entretenir que des infiniment petits. Hélas, ma chére, qui peut les connoitre mieux que moi!

Friedrich Wilhelm der Erste hatte diese Naivheit; aber sie war deütsch. Ich weiß nicht, ob Er schon anfieng zu kränkeln, als Er in Berlin

Leute von der Promenade wegjagte, oder sie auch wohl nach Spandau schickte, nur weil sie spatziren giengen; als Er einem Geheimenrath Budäus, vierhundert Thaler von tausend Thaler Pension wegstrich, weil Er des Abends bey seinem Hause vorbeygefahren, viele Lichter darinn gesehen, und auf Nachfrage erfahren hatte, daß er eine Gesellschaft bey sich zum Essen habe; und als Er einst einer Dame in ihren zu sehr entblößten Busen spie! — Diese lezte Naivheit war, beynahe, gar zu deûtsch.

Aber als König Friedrich Wilhelm der Erste wirklich an der Wassersucht sehr krank war, ließ Er sich, weil Er nicht mehr selbst lesen konnte, immer sein Abendgebet durch einen Kammerdiener vorlesen. Am Ende des Gebets stand ein Seegen. Der Kammerdiener las, aus gutgemeinter Höflichkeit: der Herr segne Sie! Es heißt nicht so, rief der König, der dem Kammerdiener was Ihm zuerst in die Hände fiel, an den Kopf warf, lies

noch-

nochmal? Der Kammerdiener wußte nicht, wo er mochte gefehlet haben, und las noch einmal, der Herr segne Sie! Hundsfott, es heißt nicht so, schrie der König, und schmiß dem Kammerdiener seine Nachtmütze ins Gesicht, lies nochmal? Mit Todesangst las der Kammerdiener noch einmal, der Herr segne Sie! Der König ergrimmte fürchterlich, und schrie: Der Herr segne Dich, heißts, und nicht der Herr segne Sie, du Hundsfott, der nicht weiß, daß Ich im Himmel so gut ein Hundsfott bin wie Du!

Friedrich der Grosse fühlte daß er Mensch war, gestand die Schwäche und Abhängigkeit unserer Natur, aber nicht mit seines Vaters altdeutscher Naivheit, nicht auf diese christlich-comische Art.

Tief und eingreifend fühlte Er was er war, und was wir Alle sind, oft mit Demuth, mit Trübsinn, und mit wahrer Melankolie. Er, der König, Ueberwinder und Held, sagte mir, schon

im Jahre 1771 mit tiefem Nachdenken: ach Ich kann nicht alles Schwere überwinden! — Er, der gröste Mann des achtzehnten Jahrhunderts, sagte mir, im lezten Sommer seines Lebens: ach Ich war doch immer nur ein armer sterblicher Mensch! — Er, der noch kurz bevor Er zu den Helden der Vorzeit hinabstieg, jeden Morgen, sein ganzes Reich regierte mit wahrer königlicher Geisteskraft, sagte mir, den dreissigsten Junius 1786: Ich bin nichts mehr, als ein altes Gerippe; Ich tauge zu nichts mehr, als hingeworfen zu werden auf den Anger!

Nach seiner Philosophie, glaubte Friedrich der Grosse, das blinde Ohngefehr sey die einzige Ursache seines Daseyns. Er fühlte zwar tief und schrecklich, seine Abhängigkeit von einer höhern Kraft, von der Alles zerstörenden Kraft des Alters und der Zeit. Aber den Trost, das Hochgefühl, das der allergemeinste und allergeringste Mensch haben kann wenn er will, hatte dieser

grosse

grosse Held und König nicht. Ihm mangelte der erhabene Trost, der eben aus unserer Schwäche und Abhängigkeit fliesset: der Gedanke unserer Abhängigkeit von Gott, und dem weit über Erde und Grab hinausreichenden Zwecke unsers Daseyns. Friedrich der Grosse hielt sein Leben für einen Hauch, den das Ohngefehr gebahr, und der im Alter verdüfte. Er glaubte nicht an das größte, beste, edelste, und gewaltigste in Ihm, an die Unzerstörbarkeit seiner Seele. Nach seiner Philosophie, hieng sein Geist an seinem Körper, und miteinander mußten beyde hinfallen und vergehen!

Er, dem seine Abhängigkeit von Alter und Zeit so traurig auffiel, fühlte nicht: daß eben diese Abhängigkeit, die uns auf der einen Seite so klein macht, uns auf der andern Seite so sehr erhöhet, uns in eine beständige Verbindung setzet mit Gott! Eben dieß und sonst nichts in der Welt, keine Geisteskraft, keine menschliche Gewalt

und Grösse, keine Krone, kein kaiserlicher und kein königlicher Purpur, stärket so sehr den menschlichen Muth, belebet so sehr die menschlichen Kräfte, erwecket in uns immer von neüem, diesen unbezwingbaren Menschentrutz, der doch immer an uns wieder bemerklich und kennbar wird, so sehr wir auch wissen denselben da, wo es der Wohlstand erheischet, zu verbergen.

Wir reden mit Gott, werfen uns hin vor seiner Allmacht, erkennen Alles was wir nicht sind, und allein durch Ihn seyn können und seyn werden, erwarten Hülfe alleine von Ihm: und dann, so lange uns dieser Glaube an Gott (der uns nie verlassen sollte) nicht verläßt, überwinden wir die grösten und schrecklichsten Gefahren.

Durch geistliche Lieder, sagt der Tacitus der Schweitzer, erhob Gustav Adolph die unansehnliche Schaar, mit der Er die Fesseln Deütschlands zerbrach, von der Betrachtung des überlegenen Feindes zum Gefühl des Gottes der Gerechtigkeit

und der Freyheit. Ich setze hinzu, und habe es von Augenzeügen: durch ein schönes Morgenlied (zuerst sangs nur ein Regiment auf einem Flügel, aber bald die ganze Preüssische Armee) gewann Friedrich die unmittelbar nach diesem Liede angefangene Schlacht bey Leüthen gegen einen dreyfach überlegenen Feind; und nach wenigen Tagen fielen Breslau, und vierzigtausend Oesterreicher, in seine Hände.

Religiöse Gesinnungen, wenn sie lebhaft genug empfunden sind, geben also den edelsten den grösten Heldenmuth (den Friedrich aus dieser Quelle nicht hatte) und die aufrichtigste Todesverachtung. Keine Furcht von keiner Art, kommt in den bedenklichsten Umständen unsers Lebens, gegen die Kraft religiöser Gesinnungen in uns auf. Mit dieser Kraft, die allein von Gott kommt und allein aus unserm Vertrauen zu Gott fliesset, trat ich, am Morgen des vier und zwanzigsten Junius, vor diesen schrecklichen König, mit unerschrockenem

Sinn,

Sinn, mit innerer Ruhe, und wirklich so unbefangen, als wenn ich einen lieben und guten Freünd besuchte.

Schwärmerey sey dieß, wie alle religiösen Gesinnungen, die nicht gebadet sind in kaltem Deismus; wer darf das sagen? Er trete hervor, damit man Ihn kenne; und dann antworte ihm wer will.

Traurige Gefühle hatte doch also Friedrich der Grosse in seinen lezten Tagen, und kurz vor seinem Tode. Solche Gefühle verheelen sonst die Menschen gar zu gerne an sich selbst, aus Eitelkeit und affektirter Seelengrösse. Sie verheelen dieselben auch darum an grossen Menschen, die sie loben wollen! Aber König Friedrich verheelte sie mir nicht. Sie beügten auch seinen Geist nur auf kurze Zeit; denn da sie sonst so leicht alle Regsamkeit, alle Thätigkeit, alle Willenskraft, auch in sonst sehr guten sehr vortreflichen Köpfen vernichten: so behielt Er doch immer am Ende,

seinen

seinen festen Muth, durch die Kraft und den Trutz, durch die Festigkeit und Allgewalt seines Willens. Bis ganz nah an seinen Tod, that Er mit der grösten Unverdrossenheit alle seine Geschäfte.

Indessen gieng doch in Deütschland, lange vor dem Tode des Königs, die Rede: Friedrich der Grosse sey am Abend seines Lebens sich nicht mehr ähnlich gewesen, seine Seelenkräfte seyen gesunken, sein Geist sey von Ihm gewichen! — Mancher Fürst könnte wie mir deücht, sich des Geistes freüen, den Friedrich der Grosse am Abend seines Lebens hatte, und käme wahrlich dadurch zu einem grossen Namen. Die Generale, Minister, Gesandte, und geheimen Kabinetssecretaire des Königs, wissen, ob Friedrichs Geist nicht noch in allem geathmet habe, was Er im Sommer 1786 that; und was der Herr Minister von Herzberg hierüber sagt, hat mehr Gewicht als alles Gerede von ganz Deütschland. Ich habe selbst den König in mancher Stunde gesehen, wo

es mir völlig schien, als wenn Er sich noch heüte zu einem Kriege entschliessen könnte. Mitgegangen wäre Er nun freylich nicht; aber die besten Plane auszudenken, und diese aufs beste ausführen zu lassen, das war noch ganz im Vermögen des Kopfes den ich sah, und der Augen die ich nie vergesse! Noch in der Zeit da ich in Potsdam war, oder wenigstens ganz kurz vorher, schrieb der König, mit eigener Hand, eine Instruktion für einen seiner Gesandten an einem der ersten und mächtigsten Höfe von Eüropa; und diese Instruktion war, wie man mir versichert hat, ein Meisterstück von Politik. So erfuhr ich auch, daß während meines Aufenthaltes in Potsdam, der König, in Absicht auf eine auswertige Angelegenheit, Entschlüsse genommen und am gehörigen Orte habe aüssern lassen, die so rasch und kühn waren als in seinen besten Jahren.

Vielleicht ist es nicht unangenehm für meine Leser, wenn ich erzähle, wie der König während

der

der siebenzehn Tage meines Aufenthaltes in Potsdam, gröſtentheils seinen Tag hinbrachte. Aus dem Memoire des Herrn Ministers von Herzberg wissen sie die Lebensmanier des Königs, von der Zeit meiner Abreise bis zu seinem Tode.

Seitdem die Krankheit des Königs so mächtig und so gefahrvoll ward, gieng Er, einige Stunden früher, an seine Arbeit. Anstatt daß seine Kabinetssecretaire, sonst erst des Morgens um sechs oder sieben Uhr kamen, verlangte Er sie izt immer des Morgens um vier Uhr. **Mein Zustand** (dieß waren die ewig merkwürdigen Worte, womit Friedrich seinen Secretairen diese Neüerung ankündigte) **nöthiget mich, ihnen diese Mühe zu machen, die für sie nicht lange dauren wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehöret nicht mir, sondern dem Staate.**

Welche Lehre — für Könige, Fürsten, und Regenten — der Zukunft! Denn, in unsern

 Zeiten,

Zeiten, bedarf derselben kein Völkerbeherrscher, kein kleiner, kein grosser Fürst: und kein Monarch — wie man weiß.

Also, jeden Morgen um vier Uhr, nachdem ein Adjutant zuerst verhöret worden, brachte ein Kammerhusar dem König, alle durch die Nacht von Berlin eingekommene Berichte seiner Minister und Generale, Depeschen seiner Gesandten, und Briefe aus allen seinen Ländern. Dieß alles besah und sonderte der König. Auf die eine Seite legte Er alles was Er selbst lesen wollte, auf die andere Seite alles woraus Ihm seine drey Kabinetssecretaire referiren mußten. Alsdann wurden die Kabinetssecretaire, die also nunmehr jeden Morgen um vier Uhr von Potsdam nach Sanssouci kamen, gerufen. Der König übergab ihnen alles was sie lesen sollten. Sie giengen dann in ein Zimmer ausser dem Schloß, lasen alles und machten aus allem kurze Auszüge. Indessen las auch der König alle seine Briefe. Sodann wurden die

drey

drey geheimen Kabinetssecretaire, einer nach dem andern, verlangt; jeder hatte Papier und Bleystift in der Hand. Zuerst dictirte der König alle Resolutionen, die Er auf die von Ihm selbst gelesenen Briefe genommen hatte. Dann referirten sie aus den Briefen die sie gelesen und in der Geschwindigkeit excerpirt hatten, und der König dictirte ihnen seine Resolutionen, Befehle, und Briefe, mehrentheils Wort für Wort. So ward gewöhnlich, von vier Uhr bis sechs oder sieben Uhr des Morgens, von einem einzigen tödtlich kranken Manne, ein ganzes Königreich regiert, und so wurden zugleich auch alle seine auswertigen Geschäfte durch ganz Europa abgethan. Nun verfügten sich die Kabinetssecretaire wieder heim nach Potsdam, und schrieben alles ins Reine was ihnen der König dictirt hatte, und dieß ward Ihm des Nachmittages zur Unterschrift gebracht. Aber auch da geschah wieder nicht, was wohl oft bey den Regierungen der Staaten geschieht: alle diese

Briefe und Befehle las der König noch einmal durch, bevor Er seinen Namen darunter sezte.

Müssig seyn und Langeweile haben, konnte also der König schon um sechs oder sieben Uhr des Morgens, wenn Er wollte: aber dieß wollte und konnte Er nie, und dieß will und kann auch kein König.

Um diese Zeit ward der Küchenzeddel für die Mittagsmahlzeit gebracht, denn des Abends aß der König nicht. Alle Produkte seiner Gärten und Treibhaüser aus den lezten vier und zwanzig Stunden, brachte man Ihm jeden Morgen, auch um diese Zeit; ich sah sie immer, in grossen Körben, auf den Commoden und Tischen seines Vorzimmers liegen, und stahl dann auch daraus bisweilen dem König eine Kirsche. Es waren die schönsten und ausgesuchtesten Früchte in grosser Menge: Kirschen, Trauben, Melonen, Pfirschen, Abricosen, Feigen, Zwetschen, und Pisangs; auch sogar keine Kirsche durfte einen

Fleck

Fleck haben. Gewöhnlich aß der König von diesen Früchten.

Mehrentheils hatte der König, wenn ich um acht Uhr kam, ein Buch in der Hand: etwa einen französisch übersezten Schriftsteller aus dem Alterthum, oder irgend etwas aus der neüern Geschichte. So erbärmlich schwach war die Hand des Königs, daß Er nicht mehr vermochte einen mässigen Octavband in der Hand zu halten; Er ließ deswegen alle zu dicken und zu schweren Octavbände zerstückeln, und in kleinere Bände binden. Ich blieb von acht Uhr an, bey dem König, so lange Er es für gut fand, und mehrentheils eine halbe auch wohl eine ganze Stunde.

Nach mir kam der Commandant von Potsdam, der sanfte (*) würdige und vortrefliche Herr

(*) Gott segne Ihn für seine Sanftheit. Denn ich lernte in Potsdam einen General kennen, der nicht sanft war, den Herrn General von Scheele,

Generallieûtenant von Rohdich, die Parole abzu-
hohlen; dieß war mehrentheils eine Augenblicks-

sache,

Scheele, Commandeur des ersten Bataillons der Garden. Scheele hatte die Wassersucht wie der König. Er verlangte meinen Besuch und meinen Rath. Aber da ich aus den Erzählungen des würdigen Herrn Hofmedicus Frese, und des rechtschaffenen Regimentschirurgi, und aus den Krankheiten einiger mich um Rath fragender Officiere der königlichen Garde, schliessen konnte, welcher Unmensch Seine Excellenz der Herr General war, wollte ich Ihn durchaus nicht sehen. Indessen baten mich der Herr General, und Herr Frese, und der Herr Regimentschirurgus, zusammen so dringend, daß ich endlich diesen General, den ich für einen Unmensch hielt, aus Menschlichkeit besuchte. Auf seiner Treppe nahm ich mich so zusammen, als wenn ich ein höherer General wäre wie Scheele, und also Ihn commandirte! Stolz trat ich in seine Stube. Er sah in seinem alten Lehnstuhl, äusserst trübselig und erbärmlich aus, gelb und cachektisch, und geschwollen bis über die Ohren. Um Ihn her standen, mit tief ge-

beugten

sache, denn frühe um vier Uhr ward schon durch einen Officier, von allem was an den Thoren von Potsdam und in der ganzen Garnison vorge= fallen, der Rapport abgeleget. Zwischen neün und eilf Uhr kamen dann Adjutanten und Officiere,

beügten Nacken, einige Compagniechirurgi von der Garde, die aussahen wie Leichname, weil der wüthige General, sie bey Tage und bey Nacht, um sich hatte, und in einem fort, mit vierundzwanzigsylbichten Flüchen, vorwerts und rückwerts commandirte. Mich empfieng der General sanft und höflich! Ich sagte also auch sehr höflich, daß alles gut sey, was der Herr Hofmedicus Frese verschreibe; ich rieth pour la forme ich weiß nicht was: und eine kurze Zeit, vor oder nach dem König, starb Gott Lob, auch der Herr General von Scheele. Kurz vor seinem Tode verordnete Er: daß man seinen Leichnam zergliedere, und auf den Fall, daß man darinn dasjenige nicht finde, was die Tausend=Sakkerments=Feldscheerer Ihm so oft vorgeplaudert, legirte Er, jedem von ihnen, funfzig Prügel.

und andere die etwa der König noch sprechen wollte.

Nach eilf Uhr erschien die Tischgesellschaft des Königs: der Herr Graf Lucchesini; der Herr General Graf von Görtz; vom Anfange meines Aufenthaltes bis beynahe zum Ende, der Herr Oberstallmeister Graf von Schwerin; vom Ende meines Aufenthaltes bis zum Tode des Königs, der Herr Minister von Herzberg; gewöhnlich auch der Oberste von den Ingenieurs, Herr Graf Pinto, ein Piemonteser; und zu diesen, bald diese und bald jene Generale und Staabsofficiere. Es war sonderbar, daß der König diejenigen Herren, die Jahr aus Jahr ein mit Ihm aßen, doch jeden Morgen von neüem zum Essen bitten ließ.

Die Mittagsmahlzeit daurte zuweilen nur eine halbe Stunde, mehrentheils eine, auch wohl anderthalb Stunden. Der König aß fast immer mit starkem Appetit, und immer zu viel. Er trank einen weißen, süßen, und etwas prickelnden fran-

französischen Wein von Bergerac in sehr mäßiger Quantität.

Nach Tafel schlief er mehr und weniger, aber immer nur auf eine kurze Weile. Dann trank Er einige Tassen Kaffee, wie des Morgens. Dann sezte Er sich zuweilen auf seine Terrasse in die Sonne, oder amüsirte sich mit etwas. Zum Exempel, Er hatte Juwelirer, Steinschleifer, und andere Künstler bey sich. Einmal, als ich in Potsdam war, besah Er seine Juwelen; man schäzte den Werth von denen die Er bey sich in seinem Zimmer hatte, von vier bis fünf Millionen Thaler (**).

Für

(**) Juwelen waren eine Art von Liebhaberey bey dem König. Aber auch hierinn war sein Geschmack etwas sonderbar. Brillanten waren Ihm nicht schön genug. Er hatte immer vor sich auf einem kleinen Tische, ausser einem grossen bleyernen Magazin von Schnupftaback, und zwey hölzernen Dosen, vier sehr grosse Taba-

Für drey Uhr war ich gewöhnlich bestellt. Wenn aber der König Geschäfte hatte, oder noch schlief, welches ein paarmal widerfuhr, so ward ich um halb vier oder auch später hereingerufen. Die Audienz daurte eine halbe Stunde, eine ganze Stunde, und bisweilen länger.

Dann fiengen die Geschäfte wieder an. Die Briefe wurden zur Unterschrift gebracht. Einmal sah ich, in den ersten Tagen, den Herrn Minister Grafen

Tabatieren aus schlesischem Achat liegen. Sie waren mit Juwelen von allen Farben reich besetzet. Eine dieser Tabatieren, die ich sehr gut kannte, hatte ich nachher in meinem Hause in Hannover in der Hand. Herr von Offenberg, Hofmarschall des Herzogs von Curland, hatte sie von dem iztregierenden König zum Geschenk erhalten. Der Werth dieser Juwelen betrug über zweytausend Dukaten. Aber es waren nicht Rubine, Saphire, Schmaragde, und dergleichen, wie ich geglaubt hatte: sondern wahre Brillanten, unter die der König Folien von allen diesen Farben setzen ließ.

Grafen von Finkenstein zum König gehen; und um diese Zeit, erhielt der Russischkaiserliche Gesandte, Fürst Dolgorucki, seine Abschiedsaudienz. Zuweilen, wenn ich herausgieng, kamen Officiere von dem Ingenieurcorps, mit grossen Planen und Rissen zu dem König.

Die Gefehrten der Abendstunden des Königs, erschienen um halb sechs Uhr, und nur selten etwas später. Diese Herren waren immer, der Herr Kammerherr Graf Lucchesini und der Herr General Graf von Görtz. So lange ich in Potsdam war, ist auch mehrentheils, und während seines ganzen dortigen Aufenthaltes, der Herr Oberstallmeister Graf von Schwerin von dieser Gesellschaft des Königs gewesen. Ihm folgte zwey Tage vor meiner Abreise aus Potsdam, der Herr Minister von Herzberg, der, ebenfalls wie der Herr Graf von Schwerin, bey dem Könige wohnte, und in Sanssouci bis an den Tod des Königs blieb. Mit dieser Gesellschaft unterhielt sich der König,

mehrentheils heiter und froh, und immer auf eine höchst interessante Art, bis acht Uhr. Dann speiseten diese Herren unter sich, und der König ließ sich durch einen jungen Menschen aus Berlin, bald etwas aus dem Cicero oder Plutarch, bald aus dem Voltaire vorlesen, bis Er einschlief, gewöhnlich bis zehn Uhr.

Die Abendgesellschaft des Königs, bestand seit seiner lezten und tödtlichen Krankheit, also seit neün Monaten, wenn keiner von den Herrn Ministern aus Berlin in Sanssouci war, aus niemand als Lucchesini und Görtz. Ins sechste Jahr vorher, hatte der König sonst immer, mit Ausnahme jener ausserordentlichen und bekanntlich seltenen Fälle, ganz und gar keinen Menschen von halb sechs Uhr bis acht Uhr des Abends bey sich, als den Grafen Lucchesini. Aber seitdem der König, nach der schlesischen Herbstrevüe von 1785 so sehr von Engbrüstigkeit litt, ward es Ihm zu beschwerlich immer mit Lucchesini zu sprechen.

Also

Also wählte Er sich, von dieser Zeit an, den Herrn General Graf von Görtz zum Interlocuteur.

Graf Lucchesini war also, sechs Jahre hindurch, der beständige und tägliche Gesellschafter Friedrichs des Grossen; und fünf Jahre war er mehrentheils der einzige Gelehrte seiner Abendstunden.

Schärfere und billigere Blicke hat wohl kein Philosoph und kein Gelehrter in den Kopf und in das Herz Friedrichs des Grossen geworfen, als dieser geistvolle, tiefgelehrte, und liebenswürdige Italiener. Nicht nur hat Ihn der König gar nicht selten bey auswertigen Staatsangelegenheiten, und zu vielen geheimen Dingen gebraucht. Er that noch viel mehr: denn der regierende Fürst von Dessau hat mir versichert: der König habe dem Grafen Lucchesini alle seine Geheimnisse anvertraut; Er verstehe darum die innern Angelegenheiten des preussischen Staates, eben so gut als

die auswertigen; über dieß Alles sey Er von dem verstorbenen König vortreflich unterrichtet. Auch habe deswegen, sagte mir der vortrefliche Fürst von Dessau, Seine Majestät der iztregierende König, bey seiner Thronbesteigung, den Grafen Lucchesini mit diesen erhabenen Worten erfreüet: Sie waren der beste Freünd des verstorbenen Königs, seyen sie auch der Meinige!

Auch der eigentliche und beständige litterarische Freünd des Königs, war Lucchesini. Neüe Bücher las der König nicht mehr gerne, und deütsche Bücher hat Er, wie man weiß, nie gelesen, die Bibel und Arndt wahres Christenthum ausgenommen: weil dieß die einzigen Bücher waren, die Ihm sein Vater ließ, als er Ihn in Küstrin gefangen hielt. Lucchesini las Alles, auch sogar deütsche Litteratur, in der Er so gut bewandert ist, als der geschmackvolleste Deütsche; und so erzählte er dann dem König auch litterarische Neüigkeiten aus Deütschland.

Das

Das menschliche Herz wünschet sich immer einen Ergiessungsort für seine liebsten Gedanken und Empfindungen. Bey manchem Fürsten ists der Aufklärer seines Geistes sein Kammerdiener, oder der Wärter seiner Jagdhunde. Bey Friedrich dem Grossen wars Lucchesini: denn vorzüglich war Er der Vertraute aller litterarischen Arbeiten des Königs, der ihm alle seine Manuscripte zu lesen gab, und sich mit ihm über alle unterhielt. Niemand wäre daher fähiger gewesen, die Werke des Königs herauszugeben als Er: wenn es darauf angekommen wäre, dieselben mit Anmerkungen und Auslegungen aus dem Munde des Königs zu begleiten. In dieser Absicht ist Lucchesini, der nichts vergißt, so unerschöpflich reich an Anecdoten, wie es niemand ist, und niemand seyn kann. Hätte Er der Ausleger dieses Cäsars werden können, so hätte Er wenigstens die litterarische Geschichte aller Werke des Königs gekannt. Man hätte auf manchen weniger frappanten Aufsatz des

Königs, einen höhern Werth gesetzet, wenn man mit der Veranlassung desselben bekannt gewesen wäre, und mit der Laune des Augenblickes, die oft diese Aufsätze gebahr. Lucchesini weiß dieß alles aus dem Munde des Königs, aus den beständigen Unterredungen und Erzählungen, und dem beständigen Gedankenwechsel mit Ihm. Aber dieß Alles nimmt Lucchesini mit sich ins Grab, wenn Er das nicht thut, wofür ich Ihn so dringend bat, und wozu ich Ihn hier, im Namen von Welt und Nachwelt hervorruffe.

Graf Lucchesini ist izt ein Mann von zwey und dreissig Jahren. Sein edler Charakter, seine Ehrlichkeit, seine Rechtschaffenheit, seine Wahrheitsliebe, seine Klugheit, seine Treü, seine durchdringende Scharfsicht, sein unermeßliches Gedächtnis, seine classische Gelehrsamkeit, und sein tiefdringender philosophischer und politischer Blick, verbürgen mir, daß Er alles leisten könnte was ich von Ihm erwarte, was niemand unter den

lebenden Menschen leisten kann wie Er, und was die späteste Nachwelt Ihm verdanken wird, und mit unsterblichem Ruhme vergelten.

Einen grossen Beweis des Vertrauens, das der König in die Discretion von Lucchesini hatte, sah ich mit meinen eigenen Augen in seinem Hause in Potsdam. Was ist aus der Correspondenz des Königs mit d'Alembert geworden, fragte ich? Das französische Ministerium, erwiederte mir Lucchesini, glaubt diese ganze Correspondenz sey dem Vulkan aufgeopfert. Am Tage da d'Alembert starb, kam der Staatsminister von Vergennes in sein Haus, und verlangte, auf Befehl des Königs von Frankreich, alle Briefe des Königs in Preüssen an d'Alembert. Sogleich wurden diese Briefe alle dem Minister ausgeliefert, und Er verbrannte sie alle auf der Stelle. Aber deswegen, fuhr Lucchesini fort, ist diese Correspondenz nicht vernichtet, wie das französische Ministerium glaubt; denn alle seine Briefe an d'Alembert,

 schrieb

schrieb zwar der König selbst mit eigener Hand, aber Er ließ sie durch Herrn von Cat abschreiben, schickte immer nur Cats Copeyen an d'Alembert, und behielt die Originale. Also, zum Beweise daß alle Briefe an d'Alembert, von der Hand des Königs, noch vorhanden sind, machte Lucchesini seinen Bureau auf, und sagte zu mir: sehen Sie, dieß ist die ganze Correspondenz des Königs mit d'Alembert.

Es waren etwa sechs grosse zusammengebundene Paquete; also gewiß viele hundert Briefe an d'Alembert allein, ohne d'Alemberts Antworten, die auch alle noch vorhanden sind.

Sie kennen die Hand des Königs, sagte Lucchesini zu mir. Also will ich, von ungefehr einige Briefe herausziehen, und sie sollen sehen, daß diese Briefe ächt sind. Allerdings war es so. Nachher las Lucchesini einen dieser Briefe vor sich, und sodann ließ Er mich diesen Brief auch lesen. Der Brief war zur Hälfte litterarisch, philosophisch

und

und theologisch, und zur Hälfte enthielt er sarcastische Raisonnemens über politische Neuigkeiten. Alles war äusserst kühn und derb gesagt. Vielleicht würden wenige französische Gelehrte, wenige Philosophen, und hauptsächlich wenige Theologen und Staatsminister, solche Briefe des Königs, die man wahrscheinlich nicht drucken wird, ohne Bauchgrimmen lesen.

Nach allem was mir, aus dem Umgange mit dem Grafen Lucchesini, von den Werken des Königs bekannt ist: glaube ich nicht, daß man alle diese Werke drucken wird. Lucchesini hat alle litterarischen Handschriften des Königs gelesen, und mich also über dieß alles unterrichtet.

Dieß war meine erste Frage. Ist die Anecdote wahr, daß der König die Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben habe; daß die ganze zum Ende gebrachte Handschrift dieser Geschichte, einst auf einem Tische lag, über dem ein Kronleüchter hieng; daß durch den Fehler eines Pagen,

ein Funke von diesem Kronleüchter auf die Handschrift fiel, und die ganze Handschrift verbrannte; und daß der König dem Pagen, der vor Ihm niederfiel, um Ihm dieses Unglück anzuzeigen, weiter nichts antwortete, als dieses göttlichgrosse Wort: also schreibe ich diese Geschichte noch einmal!

Lucchesini sagte, diese Anecdote sey wahr. Auch habe der König, die Geschichte des siebenjährigen Krieges noch einmal geschrieben, nachdem das erste Concept aufbrannte. Diese Geschichte ist nunmehr, nebst den übrigen zum Drucke bestimmten Werken des Königs, auf dem Schlosse zu Berlin unter der Presse.

Rousseau erhob den Marschall von Türenne, wegen einer sehr unähnlichen Anecdote. Türenne lag einst, an einem schwülen Sommertage, im Nachtkamisol und in der Mütze, im Fenster seines Vorzimmers. Ein Küchenjunge der eben vorbeygieng, glaubte, dieser halbausgezogene Mensch

sey sein College; schlich also hinter Ihm an, und gab Ihm mit der flachen Hand einen grossen Klaps auf den Hintern! Türenne wandte sich mit Heftigkeit um, und sah den Küchenjungen, ganz ausser sich, vor Ihm auf die Kniee fallen. Ach Monseigneur, schrie der arme Junge, ich habe geglaubt, Sie seyen Georg der Sudelkoch! Türenne rieb sich den Hintern, und schrie mit der äussersten Gutmüthigkeit: wenn ich auch Georg der Sudelkoch gewesen wäre, so hättest du doch nicht so verteufelt zuschlagen sollen! — Dieser Zug von Türenne ist schön. Aber Friedrichs Gelassenheit, als Er das Schicksal seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges hörte, ist erhaben.

Ein heroischcomisches Gedicht im Geschmacke der Pucelle d'Orleans, dessen Absicht ich nicht erwähnen kann und mag, und das, wie ich höre, vielleicht gedruckt wird, hatte der König selbst, schon vor vielen Jahren wollen drucken lassen. Kupfer zu demselben, von dem berühmten Kupfer-

stecher Schmidt in Berlin, waren schon gestochen. Aber der König bedachte sich; das Gedicht ward nicht gedruckt, und, wenn ich nicht irre, wurden die Kupferplatten zerbrochen. Herr Hofrath Brandes in Hannover, der alles Schöne ohne Ausnahme besitzet, was jemals in der Welt gedruckt oder in Kupfer gestochen ward, hat diese Kupfer.

Ein anderes heroischcomisches Gedicht des Königs, sur la division de la Pologne, ebenfalls im Geschmacke der Pucelle d'Orleans, das der König durchaus nicht dem Drucke bestimmet hatte, und das auch höchst wahrscheinlich nicht gedruckt werden wird, war, zum grossen Verdrusse des Königs, vor einigen Jahren in Hamburg unter der Presse. Ein bekannter Buchhändler kündigte es an, und hieng an seine Ankündigung eine Probe des Gedichts. Diese Ankündigung fiel Lucchesini in die Hände. Er war versteinert, als er sah, daß die angehängte Probe wörtlich aus

dem

dem Gedicht des Königs abgeschrieben worden, dessen Handschrift er aus den Händen des Königs erhalten und gelesen hatte. Gleich gieng er zu dem König, um Ihm dieß zu erzählen. Der König war eben so betroffen wie Lucchesini: weil Er diese Handschrift sonst niemand anvertrauet hatte, als dem Herrn von Voltaire, und noch Jemand. Was ist da zu thun, fragte der König? Lucchesini antwortete: gleich einen Courier nach Hamburg zu schicken, dem Preüssischen Residenten dort zu befehlen, daß er augenblicklich zu diesem Buchhändler gehe, mit den grösten Drohungen das ganze Manuscript und alle gedruckten Bogen verlange, und dann, wenn alles ausgeliefert sey, den armen Buchhändler dafür königlich bezahle. Dieser Vorschlag gefiel dem König, und er ward pünktlich und glücklich ausgeführet. Vier Bogen waren schon gedruckt! — Nicht von Lucchesini, sondern von Jemand in Hannover habe ich erfahren: Voltaire habe dieses Gedicht dem König

gestohlen, das ist, er habe es abschreiben lassen, und sich die Abschrift zugeeignet; Beaumarchais habe diese Handschrift aus des Voltaire Verlassenschaft gekauft, und dieselbe nach Hamburg verkauft.

Aber warum hieng König Friedrich immer nur an französischer Litteratur; warum achtete Er gar nicht auf jenes helle Sonnenlicht, das seit 1740, über ganz Deütschland, durch Gottsched und ein Dutzend Magister in Leipzig aufgieng?

Aus Bescheidenheit. Denn so sehr auch Friedrich dem Grossen die ganze zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nachgegangen ist, so fühlte Er doch in Sachen solcher deütschen Litteratur sich so sehr zurück, daß Er nie von Sanssouci nach Leipzig hinblickte; und in Absicht auf Mode war Er ebenfalls groß genug, um gerne hinter seinem Jahrhundert zu stehen.

Seine ganze Armee blieb bis an seinen Tod, immer gekleidet, wie sie bey dem Antritt seiner

Regierung gekleidet war. Er vernachlässigte hierinn äusserst nothwendige Veränderungen, die sein königlicher Nachfolger durchaus machen mußte; bloß, weil es Veränderungen waren (*).

Darum

(*) So unsinnig ist wohl niemand, um dieß so zu verstehen, als wenn ich sagte: Friedrich habe in Absicht auf jede Art von hoher Vollkommenheit, wozu Er seine Armee erheben konnte, Veränderungen nicht geliebt! — Aber in tausend andern, auch wichtigen und nur kleinern Dingen, liebte Er doch einmal zuverlässig Veränderungen nicht. Ein sehr tiefdenkender und äusserst rechtschaffener Schweitzer, Herr Professor Wegelin in Berlin (von dem mir Sulzer versicherte, daß ihn Friedrich der Grosse ungemein hochschätze, es auch bey allen Gelegenheiten bezeuge, und daß der König der einzige Mann in Berlin sey, der Wegelin kenne) sagte mir, im Jahre 1771 in Berlin: L'Ecole militaire de Berlin est un des chef-d'oeuvres du Roi. L'instruction qu'il a donnée à ses Professeurs, est son meilleur ouvrage. Mais quand le Roi a creé une machine, et qu'il l'a mise en mouvement, il croit que c'est imiter le bon Dieu que de ne plus y toucher.

Darum hatten auch die Kleider seiner Lackayen und Jäger im Jahre 1786 noch immer den Schnitt vom Jahre 1740. Die Unveränderlichkeit des Königs in solchen Dingen, lag in der Festigkeit und Unveränderlichkeit seines Charakters und seiner Gesinnungen.

Dieß ist die Ursache, warum Er nichts aus der deutschen Litteratur machte. Aber deswegen sprach Er der deutschen Muse nicht Hohn; darum ließ Er sie doch ihren Reihentanz tanzen; darum war Er, der Purpurträger, ihren rauhen Tönen nicht undankbar (*). Die deutschen Musen konnten sich

(*) Undankbar war Friedrich der Grosse, in frühern und spätern Zeiten, den deutschen Musen nicht ganz, so geringschätzig Er sonst überhaupt von der deutschen Litteratur dachte. An meinen seligen Herzensfreund Sulzer gab Er tausend Beweise seiner Achtung und seiner Liebe. Niemand weiß nicht, welchen äusserst vortheilhaften Eindruck, Ihm drey unserer ersten und vorzüglichsten Männer, Gellert, Gleim und Garve machten.

sich sonnen und singen, in Feyerkleidern wallen und jubiliren: nur Friedrich sah und hörte sie nicht! — Während der Jünglingsjahre Friedrichs hatte man noch keinen deütschen Voltaire; unsere izigen Aufklärer waren damals noch ungebohren! Darum hielt sich Friedrich an französische Litteratur, die schon in frühen Jahren Ludewigs des Vierzehnten eben so ausgebildet war, als es nun endlich, hundert Jahre später die deütsche auch ist. Also las Er auch, mit Erlaubniß, kein deütsches Buch! —

Seine Liebe für ausländische und zumal französische Litteratur, verstärkte sich aber auch vor-

züglich

machten. In den lezten zehn Jahren ließ Er auch allmählig die angesehensten Berlinischen Gelehrten, Nicolai und viele andere zu sich kommen; und Er bezeigte sich gegen alle freündlich, gnädig, und gerecht. Aber insonderheit warf Er, eine geraume Zeit hindurch, in den Jahren 1749, 1755 und 1756 sein Auge auf den König aller deütschen Gelehrten, auf Haller.

züglich durch den beständigen Umgang mit Algarotti, Voltaire, und d'Argens. Er hatte diese Männer nach den beyden ersten so glorreich beendigten schlesischen Kriegen, also in seinen schönsten und ruhigsten Zeiten, immer bey sich. Der Ton ihres Umganges überwog doch Alles, was der König wenigstens von deûtschem Gelehrtenwitze sah, hörte, und wußte. Sulzer liebte und verehrte die Deûtschen; aber Er glaubte doch, daß mancher deûtscher Magister und Professor mit Schneidermanieren, dort im Marmorsaale zu Sanssouci, an der Tafel des Königs, zwischen dem Könige, Voltaire, Algarotti und d'Argens, sehr verlegen, sehr trocken und sehr peinlich gesessen hätte; und, wahrlich, eher geneigt zur Diarrhee als zu witzigen Einfällen! — Unendlich amüsanter war es, wie mir der redliche und geistvolle Sulzer oft versichert hat, Algarotti, Voltaire und d'Argens miteinander sprechen zu hören, als das amüsanteste Buch zu lesen. Dieser billige Philo-

Philosoph, und gewiß biedere und treüe deütsche Patriot, verwunderte sich auch darum nicht, daß doch, ab und zu, ein etwas linkischer und schwerfälliger deütscher Gelehrter, in Vergleichung mit diesen sprudelnden Köpfen, dem König bengelhaft vorkam; und darum sagte auch Sulzer sey es dem König (was man Ihm so fürchterlich übel nahm, und wofür man Ihm so oft die Faust in der Tasche machte) unmöglich gewesen sich einen deütschen Belesprit zu denken!! — Aber da man allmählig in Deütschland schöne Geister auf allen Strassen laufen sah, lohnten dann freylich dem König diese Geister seine Abneigung gegen ihre Deütschheit, oft hämisch genug! — Gleichwohl aßen einmal keine Magister, sondern Algarotti, Voltaire und d'Argens, gewöhnlich des Abends mit dem König. Diese Abendmahlzeiten im Marmorsaale des kleinen Schlosses zu Sanssouci, diesem so schön genannten einsamen Sitze der Ruhe des haüslichen Lebens der schönen Natur und der Musen, daurten

so tief in die Nacht hinein, daß allen um die Tafel herum versammelten Bedienten des Königs, von dem langen Stehen, die Beine schwollen. Viel Champagner trank man dann auch, bey diesen Abendfesten der Musen und des Witzes. Vielleicht ist in ganz Deûtschland kein Ort, wo jemals so viel Witz vergossen ward, wie in diesem Marmorsaale zu Sanssouci! — Dieß sagte ich mir oft, mit einer Art von staunender Bewegung der Seele, und dann auch wieder mit Empfindungen die öffentlich nicht gut zu sagen sind, wenn ich da, alleine zwischen den corinthischen Saûlen saß, die Venus Urania vor mir sah, und den Apoll der das Buch des Lucretius in der Hand hält, und in diesem offenen Buche, mit grossen goldenen Buchstaben die Worte: Te sociam studeo scribundis versibus esse, quos ego de *rerum natura* pangere conor!

Aber Friedrich verachtete darum die Deûtschen nicht, ob Er gleich keine Magister zum Essen bat.

Durch

Durch Deůtsche wurden ja, alle seine grossen Ideen ausgeführet, und alle seine kühnen und unsterblichen Thaten verrichtet. Er verachtete auch gar nicht die deůtsche Sprache. Alle Briefe, die man an Ihn über öffentliche und privat Angelegenheiten seines Landes schrieb, alle Berichte der Minister und Generale, alles was die ganze Armee betraf, mußte deůtsch geschrieben seyn. Auch mit seinen Officieren, die Franzosen von Geburt waren, sprach der König deůtsch. Nur die Academie der Wissenschaften in Berlin mußte französisch an Ihn schreiben, und Er antwortete in gleicher Sprache. Dieses alles gieng, seit dem Anfang seiner Regierung, nach gleichen Gesezen fort. Er selbst kleidete sich auch im Jahre 1786 nicht anders, als Er im Jahre 1740 gekleidet war; ich hatte seine ganze Garderobe (zwey Cassakins ausgenommen; den, den Er auf dem Leibe trug, und den, den Er gar nicht brauchte) in meinen Händen. Sie bestand aus zwey Sommer und

zwey Winter Uniformen. Den Cassakin von blauem Atlas, den ich nicht sah, hatte die verwitwete Frau Herzoginn von Braunschweig, seine Schwester, mit Gold gesticket; aber der König zog ihn nicht an, weil Er diesen Cassakin für Ihn zu schön fand.

Groß und gut, war indessen doch in allen Dingen und zu allen Zeiten, der König, ob Er gleich nur französische und nicht deůtsche Bücher las, und aus Voltaire mehr machte als aus Gottsched. Bis an seinen Tod hat man indessen doch an seiner Güte gezweifelt. Der Graf von Mirabeau sogar, schämte sich nicht in seinem berühmten Briefe an König Friedrich Wilhelm den Zweiten zu sagen: Friedrich erwarb sich die Bewunderung der Menschen; aber niemals erhielt Er ihre Liebe (*).

Mehr

(*) Fréderic a conquis l'admiration des humains; jamais Fréderic n'obtint leur amour. *Lettre*

Mehr Güte des Herzens als man Friedrich dem Grossen sonst zugetrauet hat, und noch izt zutrauen will, leüchtet auch schon aus seinem Verhalten gegen mich hervor, und aus manchem herrlichen Worte, das ich, aus seinem Munde gehen hörte. Ohne wahre und innige Liebenswürdigkeit und Herzensgüte hätte sich der König nicht so gefühlvoll und liebreich gegen mich bezeiget, als ich einst das Glück gehabt, Ihn, in seinem Unmuth zu trösten. Ohne wahre und innige Herzensgüte, hätte der König am Tage vor meiner Abreise aus Potsdam, nicht so liebreich und nicht so rührend den lezten Abschied von mir genommen. Ohne wahre und innige Herzensgüte, hätte der König mir nicht gesagt: Ich habe nie kein grösseres Vergnügen, als wenn Ich einem

Lettre remise à Fréderic Guillaume II, Roi regnant de Prusse, le jour de son avénement au Trône. Par le COMTE DE MIRABEAU (1787) pag. 8.

armen Manne kann ein Haus bauen lassen; nichts hat mich in meinem Leben mehr verdrossen, als wenn Ich sah, daß man meine Soldaten, diese braven Männer, die Gesundheit und Leben so edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten und bey ihren Wunden übel verpflegte; nichts hat mich von jeher mehr betrübet, als wenn ich die unschuldige Ursache, an dem Tode irgend eines Menschen war! — — Mir deücht, dieß seyen Züge des grösten Edelmuths, und der sublimsten Menschenliebe.

Haller giebt im dritten Buche seines Usongs zu verstehen: nach Friedrichs des Grossen Meinung, sey kein Unterschied des Guten und Bösen gewesen, und Er habe das Laster über die Tugend gesetzet! — Aber alle ächten Denkmale Friedrichs, sind doch voll von allem was die Tugend liebenswürdiges hat und giebt; voll von allem was ihr Eingang verschaffet bey den Menschen; voll von Zügen der holdesten Sanftheit, der

grösten

größten Herrschaft über sich selbst, der äusserſten Gutmüthigkeit, der liebreichſten Herablaſſung in die Lage von jedem Menſchen, der höchſten Gelindigkeit, des herzlichſten Mitleidens, und des väterlichſten Hinſehens — auf alle ſeine Unterthanen! —

Als Friedrichs ſterbender Vater (wahrlich für Ihn kein guter Vater) Ihn zu ſich rufen ließ, in ſeinen lezten Stunden: ſah man Ihn beym Weggehen, auſſerordentlich gerühret, ſchluchzend und ganz in Thränen! — Thränen, in ſolcher Lage, bedeüten die nicht mehr, als Thränen wie ſie unſer einer weinet? — Aber man leſe auch nur ſeine freündlichen herzlichen und zärtlichen Briefe an Suhm; und dann die noch im ſiebenjährigen Kriege geſchriebenen Briefe, voll heiterer Laune, voll Freündlichkeit, Liebenswürdigkeit, und guter Laune, an die alte Gräfinn von Camas: und verkenne, wenn man kann, das Herz in dem Charakter des Kronprinzen und des Königs.

Sein Körperbau war nicht stark. Er selbst, und seine feinfühlenden Nerven, brachten manches Uebel über Ihn, schon in seiner frühen Jugend! Gar zu frühe hatte sich Friedrich der Grosse, mit der ganzen ungestümmen Heftigkeit seines Temperaments, durch den Misbrauch der Freuden der Liebe entnervt (**). Noch im Jahr bevor Er König

(**) Dieß war auch der Triumph der Franzosen, am Anfang des siebenjährigen Krieges; nemlich vor der Schlacht bey Roßbach! —

Mit dem Marquis de Brandebour (So nannten damals Friedrich den Grossen die französischen Lieutenante und Fändriche!!) hofften sie bald fertig zu seyn; denn alle diese Herren, und zumal die aus Gasconien, sagten: Cadédis! comment un Roi, qui est *impuissant*, sçauroit-il nous faire la guerre! — Insoweit hatten die Franzosen recht; denn wo dieses Vermögen mangelt, hat auch der Kopf eines Mannes wohl etwa bel esprit, Witz, und Anmassung — aber keine wahre und hohe Geisteskraft.

So

König ward, gestand Er an Suhm, seine Schwächlichkeit. Meine unglückliche Erfahrung,

So gewiß waren die Franzosen (vor der Schlacht bey Roßbach) ihrer Sache, daß eine Dame in Versailles versicherte, man werde nächstens den König in Preussen gefangen nach Paris bringen! Das freut mich, erwiederte ihr eine andere Dame: denn so sehe ich auch einmal einen König!

Ein französisches Epigramm auf Friedrich den Grossen erschien auch um diese Zeit in Paris, worinn zwar gesagt ist, Friedrich sey der gröste Held und König; aber wo dann auch ziemlich weinerlich hinzugefügt wird: Ah que n'est-il Homme! —

Man hielt eine Dame in Paris für die Verfasserinn dieses Epigramms. Wenn dieß ist, und wenn diese Dame noch lebt, so kann ich ihr doch wenigstens den zuverlässigen Trost geben: daß noch kurz vor dem siebenjährigen Kriege, Friedrich der Grosse ihr auf eine sehr angenehme Manier das völlige Gegentheil ihres Epigramms hätte beweisen — können. Aber — für das wollen, kann ich freylich der guten Dame nichts verbürgen!

sagte Er, machte aus mir einen Arzt. Aber wer in der Welt, verstand auch besser, als Er in der Folge, seinen Körper abzuhärten durch die Stärke seines Willens, und die Kraft seines Geistes?

Ein Weichling war Er beynahe, von Natur; und, als Kronprinz, ein decidirter Philosoph. Ihm ekelte vor dem kleinen Exercirwesen; seines Vaters und so vieler Fürsten — Puppe! Als sein Vater einst rasch und tapfer, vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne, immer exerciren und wieder exerciren ließ, schrieb Er an Suhm: wir tödten uns hier mit Exerciren! und ein andermal: wir verlieren hier eine Zeit, die nie wiederkommt, mit Nichtswürdigkeiten! Ein andermal nannte Er, auch in einem Briefe an Suhm, allen diesen militairischen Prunk, wahre Kindereyen! Mitten unter seines Vaters Revüen, und allem diesem ewigen Rechtsum und Linksum, sehnte sich Friedrich der Grosse, nach seinen Studien, nach

seinem

seinem Weinberg, nach seinen Kirschen und Melonen.

Ueber Alles giengen Ihm seine Studien. Darum geizte Er, als Kronprinz, auf nichts als auf seine Zeit, und säete unablässig in sich selbst, für die Zukunft. Er begriff auch nicht, so elegant Er sonst damals war, wie man von Moden und Weiberanzug und Weiberkram sprechen, wie man mit solchen Kleinigkeiten so tief beschäftigt, immer die Langeweile auf dem Nacken haben, und doch den Tod fürchten könne. Das gewöhnliche Hofleben und Prinzenleben schien Ihm kein Leben.

Münnichs Siege über die Türken machten Ihn unruhig und unbehaglich, auf dem weichen Polster seiner Philosophie. Mir deücht, in dieser Unruhe lagen die allerersten bemerklichen Spuren, von Friedrichs künftiger Liebe für hohen Kriegesruhm. Aber Er zerknickte bald auch diese Spuren; und schrieb den 26 November 1737 an Suhm: „Ach Lieber, sagen Sie mir nichts von

„Heldenanlagen, es sey denn in Absicht auf
„Freündschaft! Gehöret zu einem Helden ein
„gutes Herz; gilt Treü, gilt Menschlichkeit, eben
„so viel als des Siegers und Eroberers wilde
„Kriegeswuth; vertritt die kluge Auswahl von
„Menschen die sich zu uns passen, jene erhabene
„Geisteskraft die grosse Plane erfindet; ist ein
„guter Wille, ist Sanftheit, besser als die rast-
„lose Geschäftigkeit von Menschen, die gebohren
„scheinen die Welt unter sich und über sich zu
„werfen: o dann, und allein nur unter solchen
„Bedingungen, bin ich ein Held! Aber aus
„Güte und Sanftheit wird ein guter Bürger,
„und kein grosser Mann; und darum bin ich auch
„wahrlich nicht so eitel, um den geringsten An-
„spruch zu machen auf einen grossen Namen!
„Lieber, o viel lieber, bin ich ein treüer Freünd,
„mitleidig für das Elend der Menschen; lieber
„bin ich Mensch, da man es doch bloß da-
„durch ist, daß man andern Menschen so viel

„Gutes

„Gutes thut, als man, in seiner Lage, kann
„und vermag."

So schrieb Friedrich der Grosse, nur drey Jahre, bevor Er den Thron bestieg. Aber die Berliner wußten nichts von seiner moralischen Grösse. Sie hörten, Er gebe in Reinsberg artige Feste, Er liebe Mädchen und Musik, Er habe einen schönen Fuß, Er tanze vortreflich: und nun versprach sich ganz Berlin, bey Friedrichs Regierungsantritt, nichts als goldene Tage, immerwährende Feste, ewige Comödien, Opern und Redouten!

Ganz hatte Friedrich Wilhelm sein Vater, diese Erwartungen nicht, als Er, auf seinem Sterbebette, zu der Königinn seiner Gemahlinn sagte: Na, Sie wird sich freüen, daß ich sterbe! Jzt wirds lustig hergehen; aber denkt an mich, zulezt kommt doch Alles anderst. — Ja wohl kam es anderst! — Ein gebohrner Krieger war also doch Friedrich

nicht;

nicht; aber Er ward der tapferste und kühnste Krieger, und der erste Feldherr seines Jahrhunderts, weil Er es seyn wollte und mußte: also durch die Festigkeit und Allgewalt seines Willens.

Bey aller seiner Neigung zu einem gemächlichen Leben, entsagte Er auch den allergemeinsten Bequemlichkeiten und Bedürfnissen desselben, denen niemand entsagt. Als König, hatte Er keinen Schlafrock, keine Nachtmütze, keine Pantoffeln; in seinem Bette schlief Er nie anders als mit dem Hut auf dem Kopfe.

Er klagte mir jämmerlich, indem Er sah daß ich frohr, über das kalte Clima von Deütschland; und sagte mir, Frost und Nässe sey Ihm immer höchst empfindlich gewesen. Aber Er zog sich doch, seine lezte tödtliche Krankheit hauptsächlich dadurch zu, daß Er bey dem lezten grossen Herbstmanoeuver in Schlesien vom Jahre 1785, bey grosser Kälte und unter dem anhaltendesten und

entsezlichsten Regen, viele Stunden hindurch, in seiner blossen Uniform, ohne Mantel oder Ueberrock vom frühesten Morgen an, vor der Spitze seiner Armee zu Pferde saß, und dann seine Mittagstafel, in seinen nassen Kleidern, mit allen seinen Generalen und allen vornehmen Fremden von allen Nazionen, in einer offenen Scheune hielt.

Eine fast übermenschliche Kraft übte Friedrich der Grosse in allen Dingen aus. Aber diese fast übermenschliche Kraft hatte dann freylich auch zur Folge, daß Er von seinen Ministern und Secretairen, Generalen, Soldaten, und Aerzten übermenschliche Dinge verlangte.

Die Preussen verstehen das Belagerungswesen nicht: so hört man oft französische und deutsche Officiere krähen! Friedrich hatte so gute Ingenieurs (*) und so gute Artilleristen bey seiner Armee,

(*) Ein Franzose, der unglückliche Ingenieur-Oberstlieutenant le Fevre, macht hier vielleicht eine

Armee, als irgend eine Nazion in der Welt. Aber immer wollte Er, daß Wunder geschehen, und immer mit so wenigen Kosten als möglich. Immer strich Er die Hälfte der Hülfsmittel weg, die man gewöhnlich zu einer Belagerung braucht und verlanget. Vor Prag hatte Er, im Jahre 1757, auf dreissig Meilen umher, keine einzige schwere Canone! In Ollmütz lagen, im Jahre 1758, zwey Drittel so viel Oesterreicher, als

Preussen

eine Ausnahme. Er commandirte die Belagerung von Schweidnitz im Jahre 1762 und versuchte da seinen globe de compression. Im Sommer 1771 baute Er eine Casematte in Neiß; als man die Stützen herausnahm, fiel sie ein, und schlug hundert und zwanzig bis hundert und dreissig Mann todt. Die Casematte hatte zweyhundert tausend Thaler gekostet. Le Fevre kam in Arrest, und als der König in Schlesien eintraf, gab er sich mit einem Tischmesser neun Stiche in den Bauch, und sieben in die Brust. Der König ließ diesen Ingenieur auf den Schindanger begraben.

Preüssen vor Ollmüz; und an zwey Orten hatte die Stadt Communication mit der österreichischen Armee! Alles unternahm Friedrichs riesenmässiger Geist, und es gelang Ihm, unzähliche male, mit halben und viertel Kräften. Ach wie würde Er sich izt freüen, wenn Er wüßte, daß der Herzog von Braunschweig in Holland, Batterien und Vestungen sogar, durch eine Handvoll Cüraßiere wegnahm, und mit Canonen bewafnete Schiffe durch Husaren!

Aber bey aller dieser fast übermenschlichen Kraft, blieben die Privatneigungen des einsamen Weltweisen von Sanssouci, doch immer sanft. Wo Er nicht Held und König seyn mußte, war Er so gerne Mensch. In der Musik, in der Mahlerey, in den Farben seiner Meublen sogar, liebte Er das Milde, das Gefällige. Geschmack für die grosse wirkungsreiche Italienische Mahlerey, hatte Er bloß in seinem spätern Leben; aber Er hatte immer Ekel und Abscheü vor dem

Schreck-

Schrecklichen in Gemählden que tant de Dames aiment à la folie: Er sagte, cela est peint pour des Bourreaux!

Auf eine fast unglaubliche Weise, war Er in seinem Privatleben des Mitleidens fähig. Mit allen Zeichen der grösten Furcht und Angst, sah man Ihn einst um Hülfe schreyen und seine Hände ringen, indem man unter seinen Fenstern in Potsdam, allzuschwach sich bestrebte, einem ins Wasser gefallenen Mädchen zu helfen.

Aber solchen sanften Gefühlen gab Friedrich von Brandenburg nicht Raum, da zwey Drittel von Eŭropa gewafnet, und nichts Kleineres als gänzliche Vernichtung drohend, gegen den Einzigen aufstanden. Die Ehre seines Hauses, die Unsterblichkeit seines Namens, seine Rettung als Alles für Ihn verlohren schien, errang Er nicht durch Sanftheit und gute Worte. Ein schwer verwundeter Löwe reicht seinen Verfolgern nicht freŭndlich die Pfote!

Sophi-

Sophisten können sagen: que la bienfaisance éclairée qui organise et vivifie les Empires, ne s'est point encore montrée sur le trône pure et sans mélange! Kalte und herzlose Politiker können die vielen Millionen Thaler verachten, die Friedrich seit dem siebenjährigen Kriege seinen Unterthanen ausgetheilet hat; sie können sagen, Er habe hier dieß gegeben, um dann dort wieder desto mehr zu nehmen. Aber so sagen sie auch eine grosse Absurdität: denn Friedrich, der Vater seines Volkes, warf unter unzähliche Arme, für so viele Verheerungen, Brandschaden und Ueberschwemmungen, wahrlich alle diese Millionen nicht aus, um nur etwa bloß seine Capitalien auf gute Zinse auszulegen!

Dieß und Alles, was die Feder eines grossen und geistvollen Ministers, mit Gewicht und Würde der Nachwelt erzählet und ausser allen Streit gesetzet hat; Alles was künftige Geschichtschreiber in unsterbliche Gemählde aufnehmen

werden; Alles was ein sehr beredter und überall ins Grosse sehender französischer Krieger (**) seiner eigenen Nazion eben so heldenmüthig sagte, als Friedrich es that: dieß und Alles, rühret und erhebet die Seele nicht mehr, als nachfolgende zwey Anecdoten voll Edelmuth und Milde, die ich für unumstößliche Beweise der sanften Gemüthsart des Königs halte. Diese zwey Anecdoten hat uns in Potsdam, einer der Menschen auf Erden, die ich am meisten liebe und verehre, der Herr Obristlieutenant von Stamford, nunmehr Kammerherr des Prinzen Stadthalters, und würdiger Erzieher der zwey Prinzen von Oranien erzählet; und

(**) Ein grosser Mann, der Brigadier Graf von Guibert (Mitglied des im October 1787 zu Versailles errichteten Kriegsconseils, und Verfasser des neüen in Frankreich als ein Meisterstück bewunderten Reglements für dasselbe) in seinem auch der Aufmerksamkeit künftiger Zeiten würdigen Eloge du Roi de Prusse. Londres (Paris) 1787.

und die, wenn sie auch schon anderswo sollten gedruckt seyn, ich doch gerne hier zu seinem Andenken aufhebe.

Eines Tages war der König alleine in seinem Zimmer, im kleinen Schlosse zu Sanssouci. Ein Fenster war offen, und vor diesem Fenster lag eine Chatouille, voll in Papier gerollter Dukaten. Der König sah nicht, daß eben einer seiner Bedienten dichte vor dem Fenster vorbeygieng, aber der Bediente sah, daß der König abwerts blickte, oder schlummerte. Also nahm er geschwind eine dieser Rollen voll Dukaten mit. Bald hatte indeß der König wahrgenommen, daß Ihm eine dieser Rollen mangelte. Also rief Er einen seiner Kammerhusaren und sprach: Mir mangelt eine dieser Rollen mit Dukaten, und Ich will wissen, wer mir diese Dukaten gestohlen hat? Der äusserst erschrockene Kammerhusar versicherte, er wisse hiervon nichts, Seine Majestät irren sich vielleicht; es scheine ihm unmöglich, daß man diese

Dukaten, in Ihrer Gegenwart habe stehlen können! — Wenn du, versezte der König, mir den Dieb nicht nennen kannst, so bleibst Du für den Diebstahl verantwortlich! — Der arme, höchst betroffene Kammerhusar, stellt dem König vor, er könne für dasjenige nicht verantwortlich seyn, was in dem Zimmer des Königs vorgehe, wenn er nicht da sey. — Ich bin nicht ungerecht, sagte der König, aber Du sollst deine Kameraden kennen, und wissen, ob ein Spizbub unter ihnen ist? Von diesem Augenblicke an, spührte der Kammerhusar, unter allen Bedienten des Königs, dem Diebe nach, und es gelang ihm den Dieb zu finden. Sogleich rief der König den Dieb herein, und sagte zu ihm: Spizbube, du hast Mir eine Rolle mit Dukaten gestohlen, da hast Du noch eine solche Rolle mit Dukaten: lauf, was du kannst, im Augenblick, hier zu meiner Thür hinaus; lauf weit weg aus meinem Lande, und komm nie wieder hinein;

lauf, lauf, lauf, sonst möchten sie dich hängen!

Eben so milde und rührend, ist die zweite Geschichte, die uns Herr von Stamford erzählet hat. Ein Kammerhusar des Königs, hatte Ihm, nach und nach, zwanzigtausend Thaler gestohlen. Er hatte von verschiedenen in Berlin residirenden Abgesandten fremder Mächte, Pension genommen, damit er ihnen alles wissen lasse was er sehe und höre! Diese Treulosigkeit erfuhr der König, ließ den Kammerhusar kommen, verwies ihm sein Verbrechen, und sagte: Du bist ein Spitzbube an Mir geworden, zur Strafe mache ich dich zum Tambour. Der König verlanget gleich einen Adjutanten, und befielt ihm, auf der Stelle diesen Kerl als Tambour anzusetzen. Der Kammerhusar geht weg mit dem Adjutanten, geht, unter dem Vorwand daß er noch etwas auf seiner Stube hohlen wolle, nach seiner Stube, und tödtet sich mit einem Pistolenschuß durch den Kopf. Der Adju-

Adjutant geht gleich wieder zu dem König, und macht hiervon Rapport. Der König wird sehr unruhig, und frägt den Adjutanten: ach, sagt es mir doch, habe ich diesen Menschen auch wohl zu hart behandelt?

Friedrich der Grosse verdiente, nach solchen Thatsachen, zehnfach den Namen des nordischen Salomons. Auch hat Vestris, der Operntänzer in Paris, nur drey grosse Männer in Europa anerkannt: den König in Preüssen, Voltaire, und sich! Aber Vestris war ein Narr, und der Satyr Voltaire ein Schurke; denn Voltaire hat gesagt: Er habe Friedrich dem Grossen den Ekelnamen (sobriquet) des nordischen Salomons gegeben, und er sey Ihm geblieben.

Eine eitele und infame Satyrsseele saugt Gift aus Allem, und kocht dann schaale Epigrammen aus diesem Gifte. Der Hündchen des Königs, will ich indessen doch erwähnen, weil seine zwar etwas übertriebene Liebe für diese liebenden und

treüen

treuen Thiere, auch etwas Sanftes im Herzen beweiset. So treu und liebend, wie seine Hündchen, zeigten sich vielleicht dem König nicht immer alle Menschen. Vielleicht hatte Er sie darum auch so lieb. Immer sah ich zwey dieser Thierchen, kleine Italienische Windspiele im Zimmer des Königs. Eins lag auf einem Stuhle von helleblauem Atlas, immer neben dem König; das andere lag, immer auf einem grossen Canapee von solchem Atlas. Sie regten sich nie, und gaben vor mir nie keinen Laut. Wenn der König zuweilen etwa nach der Mittagsmahlzeit, oder später, nach der Terrasse vor seinen Fenstern sich bringen ließ, um da die Sonne zu geniessen, so ward auch immer ein Stuhl für eines dieser Windspiele, neben seinen Lehnstuhl auf die Terrasse gebracht. Kein Fremder nahte sich auch, um diese Zeit, der Terrasse, denn die Hündchen fiengen gleich an zu bellen. Der König, der Ruhe und Einsamkeit über Alles liebte, konnte izt nicht mehr leiden,

daß ein Fremder, den Er nicht verlangte, sich seiner stillen Wohnung nähere, und Ihn izt auch nur von ferne sehe (*). Im Jahre 1785, als der König, zum lezten male, nach der schlesischen Revue reiste, war eines dieser lieben Hündchen sehr krank. Er befahl bey seiner Abreise, daß man Ihm jeden Tag eine Staffette nachschicke, mit Nachricht von dem Befinden des Kranken.

Bey

(*) Unten an die Terrasse von klein Sanssouci, durfte man deswegen auch schon lange nicht mehr kommen. In bessern Zeiten gieng der König da oft alleine; und mochte auch schon damals nicht, daß man Ihn sehe. Deswegen ließ Er, vor die Brücke wo man in den Garten zu dem Bassin und an die Terrasse von klein Sanssouci kommt, auf einer sechs Fuß hohen Säule von rothem egyptischem Porphyr, das Brustſtück des Herzogs von Alba setzen, ein ganz abscheuliches Gesicht: damit, wie einst der König im Scherze zu Lucchesini sagte, Fremde, die Lust haben in meinen Bezirk zu kommen, vor dem Gesichte des Herzogs von Alba erschrecken, und gleich umkehren.

Bey des Königs Rückkunft aus Schlesien, war das Hündchen todt und begraben. Der König ließ es ausgraben, um es noch einmal zu sehen, verschloß sich den ganzen Tag, ließ niemand vor sich kommen, und weinte bitterlich. Von dieser Geschichte ist mir ebenfalls Herr von Stamford, Gewährleister.

Wer diese Thränen misversteht, dem möchte ich wünschen: daß man Ihn, von seiner zärtlichen und vielleicht schwachen Seite, auch misverstehe!

Güte des Herzens und alles was sie mitbringet und wirket, ist doch, gesteht es mir, unsere höchste Seligkeit auf Erden. Witz und Laune, und jede höhere Geisteskraft, geben einen höchst unvollkommenen Genuß, wenn sie nicht begleitet sind mit Güte. Niemand fühlte dieß besser und schärfer als Friedrich der Grosse. Eine erstaunende Menge Züge von himmlischer Herzensgüte, sind in Berlin aufgehoben und gedruckt, sind izt

allgemein bekannt, werden wiederhohlet von Mund zu Mund, werden unvergeßlich bleiben, in der Ewigkeit der Zeiten, und in dem Ruffe grosser Dinge.

Aber wenn man die Unverschämtheit hatte, mit schaalem Witze, Plattitüden und Wortspielen diesem König sich zu nähern: denn war Er nicht immer gut und duldsam, dann fertigte Er auch zuweilen derbe ab, oder kehrte euch, wenn es seine Würde foderte, den Rücken.

Friedrich der Grosse hat oft gesagt, man verfolget mit Plattitüden. Dieß widerfuhr Ihm, in seinen lezten Lebensjahren, insonderheit und am meisten, mit jungen Franzosen. Allen Glauben überstieg oft, wie mir der Graf Lucchesini versichert hat, ihre Vermessenheit. Einen Abend erzählte der König an Lucchesini: Heûte ward mir ein französischer Officier presentirt. Ich fragte: de quel Regiment étes-vous? Er versezte: Sire, du Regiment de Roussillon autrement nommé

Trous-

Trouſſecottillon! — — Votre Serviteur, antwortete Ich, gieng hinaus, und ließ den Narren ſtehen (*).

Kleine

(*) Solche Inſolenz glauben die Franzoſen mit ihrer Höflichkeit reimen zu können: denn zu beyden gehöret doch eigentlich nur franzöſiſche Aiſance.

Mit dieſer Aiſance ſagte einſt ein Franzoſe: le brave Comte de Saxe ſe lave ſi bien par ſa valeur de la honte d'etre né Allemand!! — Mit dieſer Aiſance ſchickte, im Jahre 1741, ein Monſieur Simon aus Paris, an König Friedrich den Zweiten einen Projet d'une Imprimerie à Berlin, worinn Er die Unverſchämtheit hatte zu ſagen: Er wolle ſich um Deútſchland das Verdienſt erwerben, in Berlin eine Buchdruckerey anzulegen!

Auf den Fittigen dieſer Aiſance verlangten drey bey Roßbach gefangene Franzöſiſche Officiere, die man aus Leipzig an meinen ſeligen Herzensfreúnd, den berühmten Sulzer in Berlin, empfohlen hatte: er möchte ſie doch, nachdem ſie ſchon lange in Berlin geweſen waren, dem Kronprinzen von Preúſſen, Vater des izt-

regie-

Kleine Seelen, ganze Dienerschaften kleiner Höfe, vom Reisemarschall bis zum Laufer und zum

regierenden Königs presentiren. Sulzer hatte diesen unglücklichen Officieren schon viele Höflichkeit erzeiget; und so unschicklich Er auch diese späte Presentation fand, so wagte er es doch, von dem Kronprinzen sich diese Gnade zu erbitten; denn Sulzer hatte die Ehre, Lehrer des iztregierenden Königs zu seyn, und daher auch gar sehr oft das Glück, den ganz ausnehmend liebreich und gnädig für ihn gesinnten Kronprinzen zu sehen und zu sprechen. Ob nun gleich der Kronprinz aller Ihm in Leipzig presentirten Helden von Roßbach herzlich müde geworden war, so erlaubte Er doch Sulzern auch diese drey noch zu bringen. Sulzer sezte sich also mit ihnen in eine Kutsche. Auf dem Wege fragte einer: comment appelle-t'on le Prince Royal de Prusse? Sulzer sagte: Monseigneur, und zwischendurch Votre Altesse Royale. Quoi, schryen alle drey Franzosen zusammen, jamais nous ne donnerons le titre de Monseigneur à un Prince de Brandebour! Quoi, schrie Sulzer, mit zusammengeballter

Faust:

zum Piqueur, bücken und bücken sich freylich, in einem fort, vor Serenissimo in den Staub, wenn dieß Serenissimo behagt und gefällt. Aber solche schaale Complimente verlangte Friedrich der Grosse nicht. Er liebte in allem, Unbefangenheit, Offenheit, Raschheit und Keckheit. Ehrlichkeit galt bey Ihm über Alles. Mancher Halbkopf oder Narr, mag zwar sich auch dadurch haben verführen lassen, und mag dann auch übel angekommen seyn, zumal durch witzige Einfälle: die doch überhaupt vor einem König nichts beweisen, als Mangel von Sinn und Verstand, nichts als die Dummheit oder Narrheit des Kathederphilosophs, Schul-

Faust: vous donnés le titre de Monseigneur à vos foutus Evéques de France, et vous ne le donneriés pas au Successeur du plus grand Roi de l'Europe! Augenblicklich ließ dann auch der Philosoph Sulzer den Kutscher halten, und, anstatt zum Kronprinzen zu fahren, schmiß Er, mit der größten Aisance, die drey Helden von Roßbach zu seiner Kutsche heraus.

Schulmeisters oder Gecks, der es für erlaubt hält, daß man sich mit einem König messe!

Gut und nachsichtig war freylich Friedrich der Grosse, oft auf eine beynahe übermenschliche Weise; aber Er vergab seiner Würde nichts, auch nicht einmal in Sachen von Etikette.

Zwey Kammerherren des Pabstes, zum Exempel, ließen sich bey Ihm, durch den General von Lentulus eine Audienz ausbitten. Der König ließ ihnen die Zeit wissen. Aber mein Landsmann Lentulus hatte entweder den König misverstanden, oder er wollte höflicher seyn als der König, und sezte also hinzu: der König wolle, daß man die Kammerherren des Pabstes in seiner Equipage abhohle. Königliche Equipage hatte nun freylich mancher, und hatte auch sogar ich, zu meinem beständigen Gebrauche in Potsdam; aber diese Equipage bestand in einer Kutsche aus dem königlichen Stall, die etwas schlechter aussah als eine gewöhnliche Miethkutsche, und aus zwey köni-

glichen

glichen Pferden, welche einst mit mir und meiner Frau, eine halbe Stunde vor Potsdam, im Sande stecken blieben. Doch auch nicht in einer solchen Equipage, sondern in gar keiner, sollten nach der Meinung des Königs, die Kammerherren des Pabstes abgehohlet werden. Zum Unglücke verstand aber der Bediente des Königs den General von Lentulus eben so unrecht, als Lentulus den König. Man nahm also einen der prächtigsten königlichen Leibwagen, bespannte ihn mit sechs stolzen Pferden, hohlte so die Kammerherren des Pabstes ab, und fuhr, in diesem Staate, vor das Schloß zu Potsdam! Der König war eben am Fenster, und sah die zwey Italiener triumphirend ankommen. Wer ist das, fragte der König? Es sind die zwey Kammerherren des Pabstes. Der König ärgerte sich entsezlich über diesen dummen Vorfall, und befahl, den Augenblick solle man den Wagen wegfahren lassen, und an dessen statt einen gemeinen Miethwagen mit zwey

Pferden

Pferden hohlen, und diesen den zwey Kammerherren des Pabstes vor das Schloß hinstellen. Beym Weggehen von der Audienz des Königs, waren die zwey Kammerherren des Pabstes wie versteinert, als sie — Santa Virgine — statt der prächtigen Leibkutsche des Königs, da einen flaterigten Miethwagen sahen!! — Sie erkundigten sich, nach dieser ihnen unerklärbaren Begebenheit, bey einem Bedienten des Königs? Dieser sagte ihnen: es sey eine alte Etikette am Preüssischen Hofe, daß Männer ihres Standes, in möglichst prächtiger Equipage zur Audienz gefahren werden, und in einem Fiacre wieder zurück.

Von Friedrichs berühmten Sarcasmen könnte ich viel erzählen. Ich würde diejenigen, die ich aus seinem Munde gehen hörte, alle erzählen, wenn sie der König auf mich abgeschossen hätte. Aber Er schoß sie ab (und man weiß wie Er schiessen konnte) auf Fürsten, auf Grosse, und auf Gelehrte.

Fürsten

Fürsten und Grosse können bisweilen, vielleicht, Sarcasmen vertragen. Aber für Gelehrte, deren Existenz so oft bloß von der Meinung abhängt die man von ihnen hat, wären Friedrichs Sarcasmen tödtend. Duldsam und gütig, und oft sehr großmüthig, nahm Er indessen doch auch manche kecke, und manche gute Antwort auf. Nur konnte Er nicht leicht, einen witzigen Einfall verhalten; und seine Erzählungen, würzte Er, zumal bey Tafel, sehr oft mit comischer Kraft und comischem Salze.

Bey Tafel kam einst Friedrich der Grosse, in Gegenwart eines Herrn der mit Ihm an der Tafel saß und von dem ich diese Geschichte weiß, auf die grosse Liebe, die vormals die medicinische Zunft zum äusserten Nachtheil ihrer Kranken, für die eingeschlossene Luft in Krankenstuben hatte; aber ich dürfte fürwahr, diese Geschichte hier nicht erzählen, wenn sie sich nicht lateinisch endigte. Kaiser Leopold, sagte der König, hatte ein starkes Fieber; und weil man in jenen Zeiten für Fieber-

kranke nichts so gefährlich hielt wie Luft, ward sein Zimmer hermetisch verschlossen, und jedem Lichtstrahl der Zugang versperrt. Nun kam, an einem sonst sehr schönen Morgen, der Kaiserliche Leibarzt, auf dessen dumme Verordnung dieß alles geschah. Lange konnte er des Kaisers Bette nicht finden. Endlich gelangs. Aber nun war der Herr Leibarzt in grosser Noth, wie und wo er, den Arm des Kaisers finden solle, um den Puls zu fühlen. Er betastete, sehr bedächtlich, die Bettdecke, das Bett, und den Kaiser: mit dem sichs izt nicht sprechen ließ, denn Er war ein sehr gravitätischer Mann. Endlich gelang auch dieß; und der Herr Leibarzt glaubte: nun habe Er den Arm des Kaisers! — Er zählte also, höchst aufmerksam und mit zusammengekniffenem Gesichte, die Pulse. Aber der Kaiser, über diesen unverschämten Misgriff erstaunt, brachte mit der höchsten Würde, den dummen Leibarzt aus seinem Irthum, indem Er pathetisch, bedächtlich und

langsam

langsam zu diesem Esculap sagte: hoc est membrum nostrum imperiale sacro-caesareum!

So erzählte Friedrich der Grosse oft an seiner Tafel, wenn Er bey recht guter Laune war. Aber einer der bittersten Sarcasmen, die Ihm je entgangen sind, mußte der französische Gesandte, Marquis de Valori (wenn ich mich im Namen nicht irre) in der Oper zu Berlin von Ihm hören. Alle Opernsänger waren schon auf dem Theater versammelt, und eben wollte man den Vorhang aufziehen, als der Vorhang sich anhakte, und nur so weit in die Höhe gieng, daß man die Beine der Sänger sah. Monsieur de Valori, Monsieur de Valori, rief der König ganz laut, nach der Loge des französischen Gesandten hinüber: sehen Sie da, das Ministerium von Frankreich, viele Beine, und kein Kopf!

Gelinde nahm aber dann auch der König manche naive und manche mehr und weniger gute Antwort, in seinen guten Zeiten auf,

und zuweilen machten Ihm dieselben viel Vergnügen.

Eine Windmühle, die dem König sehr misfiel, stand dichte über der Orangerie zu Sanssouci. Er ließ darum dem Besitzer sagen, Er verspreche ihm ein sehr beträchtliches Geschenk an Gelde, und an einem andern Orte drey sehr schöne Windmühlen, wenn es ihm beliebe dem König diese Mühle abzustehen. Trotzig und schnöde erwiederte der Windmüller: meine Windmühle hat mich und meine Kinder nun lange ernähret, und ich habe auch da eine schöne Aussicht; also will ich auf meiner Windmühle leben und sterben! Mit dieser Antwort begnügte sich der König, und der Müller behielt seine Mühle.

Einige Zeit nachher, gieng der König, mit einem seiner Günstlinge, im Garten zu Sanssouci spaziren, sah nach dieser Windmühle, und sagte: mich ärgert, daß dieser Kerl mir seine scheußliche Windmühle nicht hat abstehen wollen? Der

Günst-

Günstling wußte, in welchem Uebermaaß der König Vergoldungen liebte, und erdreistete sich zu antworten: lassen Eüer Majestät diese Windmühle vergülden! Der König erwiederte nichts auf diese Impertinenz.

Aber Er lachte herzlich, als Er einst einem seiner Baumeister (einem Holländer) gesagt hatte, Herr, er ist ein Esel; und der Esel ihm erwiederte: das muß ich seyn, um Alles zu tragen was mir Eüer Majestät aufladen!

Berlin hatte vormals in seinem grossen Umfange, Wiesen und Felder, und wenn ich nicht irre, hatten damals sogar die Besitzer dieser unbebauten Ländereyen, darauf noch die Jagdgerechtigkeit. Als daher der König zu dem französischen Gesandten, Herrn de la Touche sagte: wenn ich die Plane von Paris mit den Planen von Berlin vergleiche, so deücht mir, Berlin könnte wohl so groß seyn als Paris; antwortete der Gesandte sehr treffend, und zur Belustigung

des Königs: Ja Sire, aber man erndtet nicht in Paris!

Einen vortreflichen Staatsminister hatte der König an dem Freyherrn von Münchhausen. Ich habe das Glück gehabt diesen seltenen Mann, in Berlin, oft in seinem Hause zu sehen. Er hatte eine ausserordentliche Gelehrsamkeit, einen durchdringenden Scharfsinn, der mir immer auch zumal durch sein ganz Italienisches und beynahe Jesuitisches Gesicht auffiel; eine bewährte Rechtschaffenheit, und eine grosse Kraft des Charakters, die zumal gegen den König sehr oft Widerstehungskraft ward; aber Münchhausen blieb doch Minister bis an seinen Tod. Einst glaubte der König, Münchhausen verschiebe, aus Hang zum Pietismus, die Vergebung der Abtey Klosterbergen. Höchst unbillig war dieser Verdacht; denn Münchhausen war ein Mann von aufgeklärter Frömmigkeit, also kein Schwärmer. Dessen ungeachtet äusserte ihm einmal der König bey Tafel seinen

Ver-

Verdacht. Nachdem Er diesen braven Minister lange und mannigfaltig mit Spottreden gequälet, die Ihm aber Münchhausen auch alle dürr und lakonisch beantwortete, sagte endlich der König: Herr von Münchhausen, Sie sind wohl gar ein Herrnhuter? Nein Ihro Majestät, erwiederte der aufs Äusserste beleidigte und aufgebrachte Minister; aber ich bin ein Cavalier?

Weltberühmt ist die sarcastische Antwort des Englischen Gesandten im siebenjährigen Kriege Herrn Mitchel, auf die Frage des Königs: ist der liebe Gott auch eüer Allirter? — Aber vielleicht weiß nicht jedermann, daß, dessen ungeachtet, der König kaum jemals einen Menschen mehr geliebet hat, als diesen Herrn Mitchel: und daß Er auch ebenso von Mitchel, einem aüsserst treflichen Manne, geliebet ward. Mitchel, ein Herzensfreünd meines Freündes des seligen Sulzers, war aber nicht ein Schweitzer, wie man mir einst in der Schweitz hat behaupten wollen,

sondern ein Schottländer von Geburt. Er begleitete während des siebenjährigen Krieges, den König durch alle Gefahren. So sehr gerne hatte ihn der König bey sich, daß Er oft viele Wochen nacheinander, wie zum Exempel in Freyberg, mit niemand aß, als mit Mitchel. Kurz vor der siegreichen und so sehr zur guten Stunde gelieferten Schlacht bey Liegniß, war der König, wie man weiß, in der alleraüssersten Gefahr. Drey Armeen von Oesterreichern und Russen, standen dichte vor Ihm. Alle Menschen glaubten, nun sey das Ende der schrecklichen Tragödie da, die halb Eüropa mit Friedrich dem Grossen spielte, und das man izt so gierig erwartete. Ich weiß es aus dem Munde von Sulzer, und aus dem Munde des Herrn von Cat, der damals, als Lecteur des Königs, beständigen und freyen Zutritt in das Zelt des Königs hatte, daß Friedrich schon darauf dachte seine Canonen vernageln zu lassen, und daß Er Mitcheln dringend wie Cato seine Freünde

zu

zu Utica bat, sich von Ihm zu entfernen! — Mitchel, der freylich auch glaubte Alles sey verlohren, verbrannte alle seine Papiere; aber, wie recht war, Er verließ einen solchen König nicht.

Eines Korporals höchst sublime und höchst rührende Antwort, die tausendmal nachgedruckt und zehntausendmal wieder erzählet zu werden verdient, borge ich aus denen in Berlin gedruckten, und, wie man für gewiß versichert, daselbst von einer schönen Dame gesammelten Anecdoten und Charakterzügen aus dem Leben des Königs, um sie hieher zu stellen. Der König erfuhr, daß ein Korporal von seinem Leibregimente, ein junger, schöner und sonst braver Mann, aus Hange groß zu thun, eine Uhrkette trage, und an dieser Kette hänge, statt einer Uhr, eine Bleykugel. Er wollte dieß selbst sehen, und gleich ward etwas verabredet, wodurch der Korporal dem Könige aufstoßen mußte. Apropos Korporal! rief ihm der König zu, Ihr müßt doch ein braver Kerl seyn,

 daß

daß ihr euch von eürem Solde eine Uhr erspart habt?

Korporal. Brav schmeichle ich mir zwar zu seyn, aber die Uhr hat nicht viel zu bedeüten.

König. (die goldene mit Brillanten besezte Uhr herausziehend) Meine Uhr zeigt fünf; wie viel die Eürige?

Korporal. (Mit Zittern seine Bleykugel am Uhrbande herausziehend) Ihro Majestät! Die meinige zeigt mir weder fünf noch sechs; aber doch zeigt sie mir klar den Tod, den ich für Eüer Majestät einst sterben werde.

König. Damit Ihr auch täglich eine von den Stunden sehen möget, in der Ihr für mich sterben werdet, so nehmt diese Uhr.

Kein gekröntes Haupt mit einer schönen Seele, würde nicht gerne für ein solches Wort, eine goldene mit Brillanten besezte Uhr hingeben; und doch muß vor allzugrosser Neigung zum Wohlthun und übermässiger Herzensgüte, niemand in

der

der Welt sich mehr hüten als gekrönte Haûpter. Menschenunvernunft geht nirgends so weit als im Bitten. So stockdumm ist vielleicht der Mensch in keinem Falle, als in der Unbeschränktheit und Unermeßlichkeit seiner Bitten, Foderungen, Anmassungen, Zudringlichkeiten und Wünsche, wenn Er einmal weiß oder wähnt: daß Kaiserinnen und Kaiser, Königinnen und Könige, gerne geben und gerne wohlthun. Fürchterlich, und weder zu bedeûten, noch abzuschrecken, noch zu bezähmen, ist, zumal in Deûtschland, diese alle Schranken zu Boden tretende und alle Hindernisse überflügelnde Dummheit: wie ich, leider, aus haûfiger Erfahrung weiß.

Aber Güte des Herzens ist auf dem Throne, dennoch eine anbetungswürdige Eigenschaft, so jämmerlich man sie auch misbraucht, und so leicht man sie auch vergißt, wenn sich der königliche Wohlthäter dem Grabe nähert. Es ist darum, wie mir deücht, ein Grundsatz und eine beständige Ver-

Verhaltungsregel bey Friedrich dem Grossen gewesen, den Menschen nie ganz, und bey weitem nicht immer merken zu lassen, wie gut Er war. Oft verschloß Er, viele Jahre, in seinem Herzen, die beste Absicht einem Manne von Verdienst zu helfen, ihn zu heben und ihn zu belohnen, und half ihm nicht und hub ihn nicht; aber dann kam Er auch unversehens, und that oft mehr als man erwarten konnte und durfte. Sodann wußte Er auch gar zu wohl, wie viel mehr, oft ein Monarch durch Furcht gewinnt, als durch Liebe. Er sah zu tief in die menschliche Natur, um nicht zu wissen, daß die äusserste Anstrengung, der höchste Diensteifer, den Er in allen Dingen verlangte, durch Liebe, auf die man in keinem Fall bey allen Menschen zählen kann, nicht so hervorgebracht wird, wie durch Furcht die jeder Mensch hat, unter einem solchen Gewaltsauge. Ein Minister, der Ihm viele Jahre gedienet hatte, gestand oft, daß der König, mit dem er unzähliche male über

Geschäf-

Geschäfte gesprochen, nie einen ungnädigen oder unhöflichen Blick auf ihn warf, und doch habe er jedesmal gedacht, wenn sich die Thür Friedrichs des Grossen vor ihm öfnete: heute komme ich vielleicht um Ehre, Amt, und alles menschliche Glück. Aber das schlimmste, fürchterlichste und bitterste was doch alle Minister Friedrichs, in jeder Stunde, von Ihm zu befürchten hatten, war die Frage: croyés-vous que j'ay besoin de vos yeux pour voir?

Friedrich der Grosse war viele Jahre hindurch der Freund von manchem Menschen, der sich vielleicht seines Todes freute. Für Menschenbeobachter in Monarchieen ist kein Zeitpunkt so merkwürdig, wie derjenige, da der Abend der einen Sonne kommt, und da der Glanz der andern dem Horizont sich nähert. Leute aus den höhern Ständen, die Friedrich dem Grossen Alles zu verdanken hatten, sah man in Berlin blaß um die Nase werden, wenn sie nur etwa hörten: der

König

König habe gut geschlafen; oder wenn sie vollends befürchteten, die Motten möchten in ihre längst gekauften Trauerkleider kommen! — Viele Dinge dieser Art, empörten mir Kopf und Herz, weil ich doch in Potsdam einige Beyspiele von der Möglichkeit des edelsten Benehmens in dieser äusserst delikaten Lage sah; und weil ich fest glaube, wenn eine vernünftige und redliche Seele sich der aufgehenden Sonne gefällig machen wolle, wenn sie hoffen darf sich Achtung bey einem Thronfolger zu erwerben, so sey dieß das untrüglichste Mittel: daß sie mit allen ihren Kräften und Neigungen, mit aller ihrer Redlichkeit und aller ihrer Treü sich dem Monarchen hingebe und aufopfere, der nun einmal noch auf dem Throne sizt.

Aber durch ganz Eüropa, kommen die Köpfe der Hofleüte, bey solchen Veranlassungen, mehrentheils in Verwirrung. Die beständige Furcht in dem einen Falle entweder aus dem Sattel geworfen zu werden, oder in dem andern gar nicht

in den Sattel zu kommen, macht solche Menschen doppelzüngig, und oft zu wahren Verräthern. Sie verdränget in Köpfen und Herzen, die nicht so groß und so gut sind als ihr Adel, alle Rechtschaffenheit und alle wahre Grösse der Seele, alle Festigkeit in Denkart und Gesinnungen. Hofluft ist immer ein wenig pestilenzialisch; da werden die stärksten Köpfe schlaff und schwach; da schwindet oft der edelste Hochsinn und jede anderswo geprüfte Kraft; da verwandelt sich kriegerischer Muth in politische Weichheit, die gröste Entschlossenheit in weibische Zweifel; da wird die Mannheit entmannt; da spricht der verworfenste Bösewicht von Redlichkeit, von Treü, von Ehre; da lügt jeder Tropf, jeder Wurm und jede Gans, Gefühle die sie nicht haben, weil solche Familien keines haben als für ihr Interesse.

Solche Höflingsseelen, solche Ames eunuques handeln indessen doch immer kleinlich und furchtsam, und wenden und drehen sich doch immer

nach

nach dem Auge das über Alle wachet. An den kleinsten Höfen Deütschlands sogar, wo man doch nur wenig zu gewinnen und wenig zu verlieren hat, ist heûte der Höfling ein Atheist, und glaubt morgen an Jesus Christus, an Lavater, und den Teûfel. Dieß ist ihm Alles einerley: denn Er glaubt und spricht nie anders wie Seine Durchlaucht! — Solcher Hofgeist wird aber doch oft durch kriegerischen Geist verdränget und in seine finstere Höhle zurückgescheûcht, zumal an grossen Höfen, wo immer grosse Dinge zu denken und zu thun sind. Es ist doch ein himmelweiter und zermalmender Unterschied, zwischen einem alten Offizier von spartanischem Muthe der eben so viele Erfahrungsweisheit in der Kriegskunst hat, als Keckheit Offenheit Redlichkeit Rechtschaffenheit und Treû in seinem ganzen Betragen: und einem schleichenden, heûchlerischen, süßlichten, ränkevollen Hofwurm, hinter dessen glatter und glänzender Aussenseite nichts stecket als Arglist und

Trug,

Trug, Niedrigkeit und Schande, Feigheit und Schwäche. Furchtbar ist darum auch für den glücklichsten Schurken, ein Monarch, der groß, gut, treû, und weise denket, thätig und arbeitsam ist, sein Volk liebet, seine Armee ehret, und nur gute und grosse Menschen um sich her zu haben verdient. Böse Handlungen werden unter seinen helle sehenden Augen, auch von dem feinsten Betrüger, nur mit Zittern begangen; und weit weniger wird da der Höfling, irgend einer Art von Verdienst den Weg verrammeln, oder irgend einen dem Monarchen einmal bekannten grossen Kopf aus seiner Atmosphäre wegbeissen.

Aber man schliesse, um Gottes willen nicht, von den unedeln Gefühlen und der so ganz ursprünglich und von jeher unedeln Art und Natur einiger Hofleûte, auf die Gefühle einer ganzen Nazion. Das brandenburgische und preûssische Volk bewies von jeher seine Liebe und seine Be-

wunderung für seinen grossen Friedrich, auch wenn es unter Lasten seufzte, die der Vater und Vertheidiger eines Staates nie ganz wegnehmen kann. Als die Nachricht erscholl, Friedrich sey nicht mehr — verschwand unter dem Gewichte der allgemeinen Traurigkeit das Gefühl von allen kleinen Beschwerden, unter welchen zuweilen die Liebe der Unterthanen Friedrichs erkaltete. Jeder vergaß izt sich selbst, und überließ sich ganz dem Strome des öffentlichen und allgemeinen Trübsinns. So sehr als das ganze brandenburgische Volk den neüen König liebte, wünschte, und einstimmig verlangte; so sehr es auch izt fühlet und sieht, wie liebreich und edelmüthig Friedrich Wilhelm der Zweite seinen Scepter führet, und wie schonend, wie weise, wie groß und gewaltig, Er neüerlich für die Ehre und Rechte des Hauses von Oranien und seiner grossen Schwester, das Schwerd ergriff: so sah man doch bey Friedrichs

Leichen-

Leichenzuge in Potsdam, wie unmöglich es ist, einen recht grossen Mann zu vergessen.

Bis an seinen Tod blieb Friedrich der Grosse, wie jede grosse Seele auf dem Throne, immer fest und in sich selbst gewurzelt, immer sich selbst gleich an Grösse und Güte.

Darum blieb Er auch da sich gleich, wo Er unrecht hatte. Ehrwürdige Theologen fragten mich gar sehr oft, ob denn doch der König, auf seinem Krankenlager, nicht endlich in den Schooß der Kirche getreten sey; ob Er mir niemals, irgend eine Abänderung, oder einen Zweifel, in Absicht auf seine Religionsgrundsätze geaüssert; ob Er seinem Unglauben getreü geblieben sey, bis in den Tod? — Es hat mir leyd gethan, daß ich allen diesen ehrwürdigen Männern, antworten mußte: der König habe gar nicht an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, habe an die christliche Religion, noch ganz kurz vor seinem Tode, eben so

geglaubt, wie von jeher an Aerzte und Arzney-kunst!

Aber am Laufzaum hat der König die Berliner nur in Absicht auf freyen Untersuchungsgeist geführet, und niemals in Absicht auf Unglauben und Unsittlichkeit. Eine höchst verehrungswerthe, und dann auch zuweilen bis zum äussersten Uebermuth getriebene philosophische Freyheit im Denken, herrschte seit 1740 an den Ufern der Spree. Der König wollte daß man denke; aber Er verbot sich selbst alle Herrschaft in Dingen, wo ein edler Mensch keinen Zaum leidet. Er predigte Freyheit; und alles artete in Ungebundenheit aus, bey Hofleuten, Grossen und Bürgern, in Denkart, in Sitten, und im Glauben — dessen sich Friedrich der Grosse nie bemächtigen wollte. Unchristenthum ward Mode und Deismus guter Ton. Eine bescheidene Freyheit wollte der König; die Aufklärer des Glaubens und der Sitten, trieben

Alles bis zur zügellosesten Frechheit. Aufklärung ward in Berlin, was neüerlich Patriotismus in Holland. Die aufgeklärten Männer straübten sich gegen allen Geisteszwang, die aufgeklärten Weiber gegen allen Zwang ihrer Herzen. Unter den Augen ihrer Gattinnen, ließen sich jene am hellen Morgen ein paar Freüdenmädchen ins Haus hohlen: eben so unbefangen, wie sich der Pöbel eine Bouteille Wein, oder für einen Groschen Schnupftaback hohlet. Die Weiber krönten dann ihre Männer, nicht etwa nur aus Lust und Liebe zur Sache, sondern aus lauter Freüde und Enthusiasmus über das Licht der allgemeinen berlinischen Aufklärung. Viele sonst übrigens sehr ehrbare und sehr gutherzige Damen, machten ihre Männer zu Hahnreyen, weil sie Deistinnen (**)

 das

(**) In Paris giengen vormals, aus gleichen Beweggründen, die Damen von grosser Aufklärung

das ist, Damen von grosser Aufklärung waren. Ehescheidungen und Weibertausch, wurden eben

so

rung doch etwas weiter als in Berlin. Vor etwa dreissig Jahren, als es in Paris auf eine Weile zum guten Ton gehörte, unter der Herrschaft einer Sekte sogenannter Aufklärer zu leben, war nicht etwa nur Deismus, sondern Atheisterey unter den Damen in Paris Mode. Manche kam dadurch in grosses Ansehen, und erhielt viel Lob in manchem Buche. Durch den Tod einer derselben verfiel sogar die französische Litteratur in einen Zustand von Nacktheit, denn mehr als zweyhundert Pariser Gelehrte erhielten jährlich von dieser Dame, zum Beweise ihrer Aufklärung, jeder ein Paar schwarze sammtne Hosen! Sie that aber auch mehr als das; denn sie bewies ihre grosse Aufklärung durch ihre Soupees; und gab jede Woche eins den Künsten, eins dem Witze, und eins für Atheisten! Jene Parisischen Aufklärer waren damals äusserst darauf erpicht, ihre Sekte zu vergrössern. Sie machten Jagd, nicht etwa nur auf Weiber, sondern auf jeden jungen Menschen von Talenten,

so gewöhnlich in Berlin, als in den verdorbensten Zeiten des alten Roms. Die aufgeklärtesten Weltleute erlaubten sich zuweilen nackte Tänze.

ten, der aus den entferntesten Provinzen Frankreichs nach Paris kam, und flugs lag ihnen auch jeder in der Falle. Leise, sittsam und voll Anstand, waren übrigens diese Aufklärer beynahe in ihrem ganzen Betragen. Sie predigten nichts mit Wuth, als die Toleranz. Aber ärger wie sie, machten es doch, wie gewöhnlich, die Pariser Damen, weil die Atheisterey sich gar zu gut zu ihren Sitten paßte. Eine sehr verbuhlte Dame, aus der Familie der in Deutschland nur zu beliebten Frau von Warens, sagte daher einst zu einem Schweitzer von meiner Bekanntschaft, einem jungen und sehr schönen Officier: es ist kein Gott! — Madame, erwiederte dieser: Sie haben zwey oder drey Liebhaber, aber daraus fliesset noch nicht, es sey kein Gott; denn haben Sie auch wechselsweise, immer einen von diesen Herren bey sich im Bette, so beweiset das, wenigstens mir nichts, gegen das Daseyn Gottes!

Kostbare, unerhörte, und vielleicht anderswo beneidete Anstalten zum Unzuchttreiben, errichtete man für alte, fette und wohlgenährte Damen von grosser Aufklärung. Berlinische Prediger (die ersten und vorzüglichsten Prediger von Europa) wurden auf Weinschenken ausgelacht, weil sie noch in der Dämmerung lebten, das ist, weil sie noch an die Religion Jesu glaubten. Auf Dorfkanzeln sogar, krähte man den Deismus aus. Da traten junge geistliche Herren auf, mit den Brosamen die sie als Hauslehrer von ihres gnädigen Herrn Tische in Berlin aufgefangen. Sie verlachten das Consistorium, schmissen mit Mantel und Kragen allen Priestertand weg, und predigten im Zopfe: freylich nicht wie Kapuziner, aber so ungefähr doch, den Zopf mitgerechnet, wie deistische Korporale! So wurden die Städte und allmählig auch das Land aufgeklärt. Aber nirgends gieng die Aufklärung, vermuthlich aus Hofnung

zum

zum Avancement, so weit wie in Potsdam. Da waren die deistischen Grundsätze so allgemein, und die Aufklärung (*) so groß, daß, in Potsdam

 allein,

(*) Ausser dieser schon alten berlinischen und potsdamischen Aufklärung, giebt es anizt überall in Deütschland, noch viele andere, nagelneüe Arten von Aufklärerey und von Aufklärern. So gefährlich als jene, sind nun freylich diese Aufklärer nicht, aber lächerlich sind sie beynahe Alle. Darum, vergeht mir so oft der Respect für das Wort, bey der grösten Achtung für die Sache.

Kleine Philosophen giebt es, zum Exempel, nach gerade in mancher kleinen deütschen Stadt, die fast nichts als unsere Journale und Zeitungen lesen, und dann doch ihr Lichtlein herumtragen in alle Gesellschaften, und mit klein und ewig gerümpfter Nase, und prutziger Stellung ihrer Füsse, immer von Aufklärung sprechen; und dann immer über ihre kleinen Achseln schnippisch und schnöde und mit höhnender Dreistigkeit auf alle Menschen hinabsehen, die noch

allein, wie mir Officiere aus der Suite des Kö-nigs versichert haben, in den lezten zehn Jahren dreyhundert Menschen sich selbst ermordeten.

Diesen

noch in der Dämmerung leben: das ist, die noch vollends so weit zurück sind, daß sie das Illuminatenwesen verlachen!

Solcher kleiner Hochsinn, gründet sich, zum Exempel in Niedersachsen, immer auf Mode oder alles was da Mode zu werden beginnt. Keiner von unsern halbgebildeten jungen Herren, will das seyn wozu ihn die Natur oder sein Amt gemacht hat, sondern immer nur das, wozu ihn die Mode verleitet. Als Kunstkennerey unter uns Mode gewesen ist, waren alle unsere jungen Herren nach der Mode, wenn sie auch kein ein-ziges Kunstwerk in ihrem Leben gesehen hatten, Kunstkenner. Als Empfindsamkeit unter uns Mode gewesen ist, würzten alle unsere jungen Herren mit eiskalten Herzen, alle ihre Reden mit dem haut goût der Empfindsamkeit. Als Freymaûrerey und dreyfache Dreyeinigkeit unter uns Mode gewesen ist, wurden sie alle Frey-maûrer;

Diesen berlinischen und potsdamischen Unfug, muß man dem König nicht zurechnen: denn was seine Unterthanen durchaus wollten, und Er nicht ändern konnte, das ließ Er gehen. Als daher einst die Prediger in seinem Fürstenthum Neufchatel, sich wegen der Ewigkeit der Höllenstrafen in den Haaren lagen, und die meisten von diesen ehrwürdigen Herren für die Ewigkeit dieser Strafen stimmten, auch bey dem König schon für die zeitliche Strafe der an die Barmherzigkeit Gottes glaubenden Ketzer supplicirten; erwiederte König Friedrich: **Ich habe nichts dagegen wenn sich meine Unterthanen von Neufchatel wollen ewig verdammen lassen!** Und so dachte

maurer; und izt, da Aufklärerey (das ist, verbessert seynsollende Freymaurerey, oder das Illuminatenwesen) endlich auch in Niedersachsen zu grassiren anfängt, sind alle unsere Knaben — Aufklärer!

dachte wahrscheinlich Friedrich auch, über die berlinische Aufklärung.

Aber König Friedrich Wilhelm der Zweite mußte kommen, um den Aufklärern Berlins zu sagen: **bis hieher, und nicht weiter.** — Noch freündlicher als einst Kaiser Julian an die Antiochener, schrieb dieser aufgeklärtere und weisere Monarch an den Presidenten von Seidlitz in Breslau: „Auch Ich hasse allen Gewissens„zwang, und lasse einen jeden bey seiner Ueber„zeügung. Das aber werde Ich nie leiden, daß „man in meinem Lande die Religion Jesu unter„grabe, dem Volk die Bibel verächtlich mache, „und das Panier des Unglaubens, des Deismus „und Naturalismus öffentlich aufpflanze.“ Höchst verehrungswürdige Gesinnungen, und lichtvolle Grundsätze der einzigen wahren und einzigen vernünftigen Religion, bezeügte und beschwur, öffentlich in Berlin vor Gottes Altar, Friedrich Wil-

helms

helms des Zweiten geistvoller Sohn und muthiger Thronerbe.

Zu Friedrichs des Grossen Zeiten hatte dieß Alles keine Regel, keine Vorschrift, keine Grenzen und keine Schranken: denn man weiß, wie Er über Religion dachte. Mehr als einmal äusserte Er mir, die Grundsätze, die überall von Ihm aus den Werken des Weltweisen von Sanssouci bekannt sind. Etwas anderes erwartete ich auch nicht. Aber seit der Bekanntmachung dieser Werke, hatten sich seine philosophischen Religionsgrundsätze verschlimmert; denn Lucchesini hat den König vom Atheismus zum Deismus zurückgebracht, und das war Alles was ein Mensch auf Erden konnte und vermochte. Sehr unerwartet war mir deshalb, daß, einige Zeit hindurch, bevor ich nach Potsdam kam und während der Zeit da ich in Potsdam war, der König mehr als sonst seit vielen Jahren von Sachen des Deismus sprach.

Gewöhn-

Gewöhnlich gab Er zwar vieles nicht zu, das doch ein Deist zugiebt; und nun wiederhohlte Er sehr oft seine alten Meinungen, und schien doch bisweilen ziemlich ernsthaft wissen zu wollen, ob man auch etwa vielleicht die Sache nicht anders nehme? — Insoweit könnte man denken, der König habe in seinen lezten Tagen über diese Punkte doch etwas geschwanket. Aber ganz zuverlässig weiß ich doch, daß Er zwar alle Einwürfe, die man Ihm machte, geduldig anhörte, aber doch am Ende von seinen felsenfesten Meinungen, Gesinnungen und Entschlüssen sich nichts abdingen ließ. Etwas das nur wenige Menschen wissen, will ich hier nur mit einem einzigen Worte berühren: die Unsterblichkeit der Seele, und die christliche Religion glaubte Friedrich der Grosse zuverlässig nicht; aber vielleicht war Er, hie und da, ein wenig abergläubisch.

Äusserst nachsichtig und tolerant blieb der König in seinen lezten Tagen gegen Leute, die nicht

nur

nur etwa über Religion anders dachten als Er, und Ihm dieß sagten; sondern duldsam und gütig war Er auch in Absicht auf wütende oder gar wahnsinnige Christen. Noch in seinen lezten Tagen, gab Er ein grosses Beyspiel von Duldsamkeit in Absicht auf einen Menschen, der es versuchte Ihn mit Gewalt in seine Kirche herein zu reissen. Eben in der Zeit als ich die Ehre hatte bey dem König zu seyn, fand sich einst des Morgens frühe unter den Briefen, die eben eingekommen waren, und die der König seinen geheimen Kabinetsräthen übergab, einer, der diesen Herren so comisch auffiel, daß sie ihn dem König mit Haut und Haar überreichten. Er war nicht unterschrieben; und hätte sich aber auch der Schreiber des Briefes genannt, so hätte der König höchstens ihm etwa durch einen gutmüthigen Scherz geantwortet. Der Mann schrieb ungefehr wie Obereit, aber doch mit weit mehr Milde. Er

stellte

stellte Seiner Majestät dem König allerunterthänigst, aus wahrer Liebe, und innigem Gewissensdrange vor: welcher Unchrist Er gewesen sey, sein ganzes Leben lang. Noch sey es Zeit, daß Er sich bessere und bekehre. Aber — da Er schon einen Fuß ganz im Grabe habe, und den andern halb; so sey die höchste Eile nöthig, wenn Seine Majestät nicht dahin fahren wollen wo ewiges Heülen und Zähnklappen sey, und wenn Sie nicht wollen in der Hölle gebraten werden in alle endlose Ewigkeit! — Am Abend dieses Tages schenkte der König dem Grafen Lucchesini diesen Brief, und sagte: Voyés comme on a soin de mon ame (**)!

Le

(**) Ich war in einer grossen Gesellschaft von Hofleüten und Officieren, des Abends im Hause des Grafen Lucchesini, als der Graf von Sanssouci kam, und uns allen diesen Brief zeigte. Er ward von einem Officier laut der ganzen Gesell-

Le verre à la main sagte Friedrich der Grosse bey Tafel, über den Tod oft lustige Sachen.

Aber

Gesellschaft vorgelesen, und wir lachten alle herzlich. Die Damen, die Hofleüte, und die Officiere, waren alle einstimmig, daß ein Prediger diesen Brief geschrieben habe! — Es ist unmöglich, sagte ich, daß sich in allen preüssischen Staaten ein Prediger finde, der einen solchen Brief schreiben könne; ein Stocknarr hat ihn geschrieben. Als ich hierauf, am nächsten Morgen, nach Sanssouci kam, erzählte ich Herrn Schöning dem Kammerhusar, diese Geschichte, und fragte ihn: ob Er sich nichts zu erinnern wisse, woraus sich etwa der Verfasser dieses Briefes errathen ließe? Herr Schöning besann sich, daß etwa vor vier Wochen ein wahnwitziger Prediger, von der aüssersten Grenze von Preüssen, zu Fuß, nach Sanssouci gekommen sey; und durchaus verlanget habe den König, wegen einer Angelegenheit von der höchsten Importanz, zu sprechen! — Herr Schöning, der alle Zeichen des Wahnwitzes an diesem armen Manne bemerkte, und dabey wußte, wie scheü der König vor solchen Leüten

war,

Aber seine Briefe an d'Alembert, aus den Zeiten da dieser Weltweise fühlte daß er dem Tode nahe war, enthalten sublime Trostgründe, voll der edelsten stoischen Philosophie, gegen die Todesfurcht.

Mein Freünd Lucchesini fragte mich indessen in Potsdam: wie man auch allenfalls den König gegen die Abneigung für den Tod trösten müßte, da doch von allen Trostgründen dessen, der an Unsterblichkeit der Seele glaubt, keiner bey Ihm gelte? — Trösten Sie Ihn, sagte ich, mit der Unsterblichkeit seines Namens, mit dem unauslöschlichen Andenken alles Grossen und Guten das Er that und wirkte, und das noch lange nach seinem Tode wirken wird. Den Tod fürchtet der König nicht, wie Er mir selbst gesagt hat, und wie

war, wagte es nicht den Mann zu melden, sondern beredete Ihn mit Geld und guten Worten, nach seiner Heimat zurück zu gehen. Höchst wahrscheinlich war dieser wahnwitzige Prediger der Verfasser dieses Briefes.

wie ich es Ihm glaube; aber Er ärgert sich über den Tod, ist über ihn böse, möchte ihn mit der Faust wegschlagen! — Lassen Sie Ihn also bis an sein Ende, die Unsterblichkeit seiner Seele laügnen; denn über diesen Punkt bekehren Sie Ihn nicht, und werden Ihn, da Sie dieß so oft unnüz versuchten, nie überführen! Aber sagen Sie Ihm laut, rasch, und keck: Er habe alles Grosse gethan, was kein König vor Ihm, in solcher Lage, vermochte und that; und nun habe Alles zu tief gewurzelt, um nicht bis in die späteste Zukunft zu gedeyen. Sagen Sie Ihm laut, noch wenn Er in seinen lezten Zügen liegt: **Nie, nie, nie, wird Preüssens Adler fallen.**

Weichgeschaffene und erhabene Seele; Wunder des achtzehnten Jahrhunderts; Weltweiser; Gesezgeber; Held und Ueberwinder; König von dem niemals keine Zeit schweigen wird; von dessen Namen sie schon izt die Mischung weggenommen hat, womit Neid und Bosheit, das reine Gold

der wahren Grösse verfälschen: deine sterbliche Hülle dort in Potsdam, ist nicht das Einzige, das von Dir bleibt! — In den Wohnungen der Unsterblichen, bist Du izt bey deinem Marcus Aurelius. Und ich, indem ich diese Blätter in die Welt fliegen lasse, streüe zwar damit, das geringste von allen Blümchen auf dein Grab; aber in mir bleibt doch auch unsterblich, das Andenken an Dich — und der sanfte zärtliche Klang deiner lezten Worte: Zimmerman, souvenés-vous du bon Vieillard que vous avés vû ici!

Anhang.

Anhang.

Die drey und dreissig Unterredungen, welche ich mit Friedrich dem Grossen kurz vor seinem Tode hatte, erinnern mich, natürlicher Weise, an meine erste Unterredung mit Ihm im Jahre 1771. Man hat ganz wider meinen Willen, und ganz ohne meine Schuld, diese Unterredung gedruckt, davon, blos in Deütschland sechs Auflagen gemacht, sie sogar ins Schwedische übersetzet, und sie gleich bey der ersten Auflage verhunzt, verfälscht, und verstümmelt (*). Daran ist nun

 nichts

(*) Ein Blatt, das ich deswegen in Hannover den 8 December 1773 drucken ließ, kann hierüber einige

nichts mehr gelegen. Aber da auch diese Unterredung einige liebenswürdige und interessante Charakterzüge des Königs bemerklich macht, so ist es mir,

einige Erlaüterung geben. Ich setze es ganz hieher.

„Die Habsucht, oder ich weiß selbst nicht „welcher Beweggrund eines Buchhändlers, der „gewiß nach den allerschiefsten Begriffen meine „Ehre suchte, zwinget mich doch endlich allen „guten Menschen anzuzeigen, wie sehr unschul„dig ich an dem gewaltthätigen Drucke eines „unächten und verfälschten Briefes bin, den „man, zu meinem grossen Verdrusse unter mei„nem Namen verkauft."

„Ohne meine Genehmhaltung, und ohne „meinen mittelbaren oder unmittelbaren Ein„fluß, erscheint derselbe nun schon zum sechsten „mal, unter der Aufschrift: Schreiben des „Leibmedicus Zimmermann in Hannover, an „einen seiner Freünde, die Unterredung mit „Seiner Majestät dem König in Preüssen „betreffend. Die erste Auflage kam in dem „Giesser Wochenblatte vom 9 und 12 Januar „1773 heraus, und der Verleger sagt, der Brief „sey

mir, vielleicht, vergönnet, nach so vielen Jahren, diese Unterredung, und die mir (mit eürer Erlaubniß) auch nicht gleichgültige Veranlassung,

„sey Ihm auf eine rechtmässige Art zu Händen „gekommen.“

„Dieß verneine ich. Denn erstlich, weiß ich „auf keine Weise, wie ein solcher Brief nach „Giessen gekommen seyn mag. Zweitens, habe „ich nicht so geschrieben, wie man in Giessen „gedruckt hat. Drittens, würde ich mich, nach „meinem besten Vermögen, der Bekanntmachung „dieses Briefes widersetzet haben. Und viertens, „kann zu der Bekanntmachung eines Privat„briefes niemand ein Recht geben als sein Ver„fasser.“

„Bald darauf lieferte man nochmals in „Giessen einen besondern Abdruck meines vor„geblichen Briefes, der allenthalben verbreitet „ward. Ich glaubte zwar, daß es nöthig sey, „mich mit aller Lebhaftigkeit eines Beleidigten, „dagegen zu erklären. Aber alle meine Freünde „in Hannover hielten mich zurück, und riethen „mir, was in dem menschlichen Leben so oft die „beste Antwort ist, das Stillschweigen.“

meiner damaligen Reise nach Berlin und Potsdam selbst zu erzählen?

Seit

„Indeß trat dieser Brief zum dritten, vierten, „und fünften mal, in Königsberg, Altona, und „Hamburg, an das Licht. Endlich brachte „man, in dem Leipziger Meßcatalogus, vom „Herbst dieses Jahres 1773, unter der Auf„schrift von Frankfurt und Leipzig, sogar eine „ganz veränderte Auflage desselben zum Ver„kauffe.“

„Schwarz und grün ward mir vor den Au„gen, als ich dieß las; und wirklich berechtigte „eine so wohl ausgedachte List, jeden Leser „des Meßcatalogus zu glauben: ich sey der „Herausgeber des angeblich veränderten Brie„fes! — Allein, auch diese sechste Auflage, „war weiter nichts, als der vollends in Berlin „veranstaltete wörtliche Nachdruck des in „Giessen unrechtmässig herausgegebenen Brie„fes, nebst dem angehängten Gedichte der Frau „Karschinn.“

„Mit sehr weniger Vernunft, kann man schon „sehen: daß ich mich niemals hätte unterstehen „dürfen, in einem so äusserst nachlässigen Styl,

„öffent-

Seit dem Ende des Julius 1768, lebte ich als Leibarzt Seiner Majestät des Königs von Groß-

„öffentlich zu sprechen! — Aber auch meine „ganze Erzählung ist äusserst läppisch und un„deütsch übersetzet, ist verstümmelt, ist durch„einander geworfen, ist verfälscht.“

„Wie übel könnte es mein grosser Wohlthä„ter, der verdienstvolle Herr Generalchirurgus „Schmucker nehmen, wenn ich verschwiegen „hätte, daß Er damals im Schlosse zu Sans„souci wohnte, und daß Er, bey der ganzen in „diesem Briefe beschriebenen Unterredung mit „dem König, gegenwärtig gewesen! — — „Welcher Prahler müßte ich seyn, wenn ich „dem König, auf die Worte, daß ich eine „grausame Operation ausgestanden, und ent„sezlich müsse gelitten haben — hätte antwor„ten dürfen, was mich der dumme Verfälscher „meines Briefes antworten läßt: (Sire, il n'en „valoit pas la peine) Sire, es hatte nicht viel „zu sagen! — Allerdings hatte es für mich „sehr viel zu sagen, anderthalb Stunden nach„einander gegen zweytausend Messerschnitte „auszuhalten. Auch antwortete ich: (Sire, il „en

Großbritannien, in Hannover. Vorher war meine Lage so gering und klein als möglich: denn ich war ein kleiner Doctor und ein comisches Magistrats-glied, im kleinsten Städtlein der Schweiß! — Dessen ungeachtet misfiel Hannover, meinen ungerechten Augen, auf den ersten Blick. Schon in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthaltes, hatte ich dann auch höchst empfindlichen Verdruß, und Gefühle die ich nie vergesse. Einen Geist und eine Denkart in medicinischen Sachen, die ich in der Schweiß, mit dem Beyfall von Euro-

„en valoit la peine) Sire, es war der Mühe „werth!"

„Aber, wahrlich es ist der Mühe nicht werth, „nach allen Reden, die dieser unächte, ver-„fälschte, und ursprünglich an einen gutmüthi-„gen Freund in meiner kleinen Vaterstadt ge-„schriebene Brief, veranlasset hat, gegen die „Ungerechtigkeit der Menschen sich zu vertheidi-„gen, wenn man sieht, mit wie wenigem Ver-„stande sie zuweilen ungerecht sind!"

Europa (**) niedergetreten und vor meine Füße geworfen hatte, sah ich in Hannover allmächtig herrschen, aller Gemüther sich bemeistern, die besten Köpfe verrücken. Dieß stürzte mich in die erschrecklichste Melankolie. In diesem Zustande hätte ich mich ermordet, wenn ich unverehligt gewesen wäre; wenn ich nicht gesehen hätte, Frau, Mutter, Kinder, täglich um mich weinen, und Gott täglich um Hülfe und Rettung für mich bitten! Mit einer Bangigkeit, die ich mit nichts vergleichen kann und mag, als mit den höchsten Höllenqualen, durchlebte ich alle meine Tage, durchwachte ich alle meine Nächte. In jeder Minute

(**) Der erste und zweite Theil meiner noch unvollendeten Schrift von der Erfahrung in der Arzneykunst, kam viermal in deutscher Sprache heraus, ist in die Französische, Holländische, Englische und Spanische Sprache übersetzet, und zum fünften, sechsten, siebenten, und achten male, in Paris, Amsterdam, London, und Madrid, gedruckt.

Minute meiner Existenz wünschte ich mich nach meinem armen Städtlein in der Schweiß zurück! — Aber die Fürsehung hat dieß nicht gewollt; und, so lange ein Odem in mir bleibt, werde ich dafür mit dem gerührtesten Herzen der Fürsehung danken!

Als ein Fremdling mußte ich, wie sich das von selbst versteht, bey meinem Eintritt in Hannover und dann auch noch einige Jahre nachher, dem Neide den Zoll abtragen, der in jeder Stadt, in jedem Lande, unter jeder Nazion, unter jedem Himmelsstrich, den Eingebohrnen, wie sie glauben, abseite des Fremdlings von Gottes und Rechtes wegen gebührt.

Fürchterlich wirkte dieß Alles auf meine Gesundheit, schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Hannover, und zermalmte meine Nerven für mein ganzes Leben. So entwickelte sich, unter Tag und Nacht in einemfort mit marternder tausendfacher Todesqual, auch bey

mir

mir ein Uebel, das mir angebohren war, und das ich damals, in dieser Maasse, nicht kannte. Dieses Uebel sezte mich in die schreckliche Lage, daß ich oft nicht gehen, und zumal nach dem Essen auch auf eine kurze Weile nicht stehen konnte. Sitzen und schreiben ward mir noch viel schwerer, und des Nachmittags unmöglich. Indessen mußte ich doch, in dieser elenden Lage, als Arzt damals der Sklave von jedem seyn, der mich dazu machen wollte. Es war damals in Hannover noch Sitte (zumal bey den alten Damen, die mit Georg dem Zweiten Kaffee getrunken hatten) Aerzte für Knechte zu halten; darum fand ich auch Nachsicht und Barmherzigkeit — nur bey meinen Freündinnen und nur bey meinen Freünden! Der Erfolg von jedem Gang den ich nach Tische thun mußte, und von jedem Briefe den man mich des Nachmittages zu schreiben zwang, war indessen, daß ich unter den erschrecklichsten Schmerzen zur Erde fiel; und, ob ich gleich alles that, um mir

selbst

selbst auf der Stelle zu helfen, doch immer in die Gefahr kam, an einem eingeklemmten Bruche, in wenigen Stunden zu sterben.

So verflossen meine Tage, vom August 1768 bis in den Junius 1771, ohne Linderung, und immer ohne Hülfe. Mitlerweile verlohr ich, durch eine langwierige höchst schmerzhafte und höchst schreckliche Krankheit, die theure Gefehrtinn meines Lebens; und das Jahr darauf, auch ihre mit uns nach Hannover gekommene Mutter. Kranke bestürmten mich in Haufen. Aber täglich wuchs auch, eben deswegen, in Hannover die Thorheit und die Zahl von wüthigen Feinden, die mich nicht kannten. In einemfort und täglich, ergoß sich, der immer mehr gereizte Stolz, und zumal die immer mehr gereizte Wuth der Damen (mein Gegner war ein sehr schöner und sehr robuster Mann) und ihre unaufhaltsam geschwätzige Unwissenheit, Jahre hindurch, wie ein Feuerstrom vom Vesuv, über mich armen Fremdling

in

in Hannover! — Alle Berathschlagungen mit vielen Aerzten und Wundärzten, in der Nähe und in der Ferne, gaben mir keinen Trost. Endlich rieth mir mein alter Herzensfreünd Tissot, mich an den grösten Mann in seinem Fache den wir beyde in Deütschland kannten, an den nunmehr seligen Herrn Professor Meckel in Berlin zu wenden. Das that ich; und dieser grosse und gute Mann versprach mir Leben und Gesundheit, bot mir die liebreichste Pflege und alle menschenmögliche Hülfe in seinem Hause und in seiner Familie an, und hielt in allem Wort.

Kenner in Hannover rümpften hinter meinem Rücken die Nase, zückten die Achseln, und glaubten, ich suche in Berlin meinen Tod, unter dem chirurgischen Messer. Einige meiner Herren Collegen theilten schon meine Haut; und einer von ihnen hatte die christliche Liebe mir selbst zu sagen: meine Pension werde zwar, nach meinem Tode, ein allgemein angebeteter (nunmehr seliger) Windbeütel

beútel verlangen, aber, von Gottes und Rechtes wegen, gehöre sie Ihm! — Unter allen diesen Erwartungen, und unter den Wünschen, Hofnungen und Thränen meiner Freúnde und Freúndinnen, reisete ich am achten Junius 1771, aus Hannover nach Berlin, zu meinem Erretter.

Der Tag, an welchem entschieden seyn mußte, ob Leben oder Tod in Berlin mich erwarte, war der vier und zwanzigste Junius. Der verdienstvolle und nunmehr auch selige Herr Schmucker, Generalchirurgus der preúſſiſchen Armee, verrichtete die Operation; der liebreiche und mir unvergeßliche Herr Generalchirurgus Theden, war sein Gehülfe. Verschiedene theils sehr geschickte und theils auch sehr berühmte Männer waren noch gegenwärtig; unter diesen der grosse Sohn eines grossen Vaters, der nunmehrige Herr Professor Meckel in Halle, und der von mir noch immer beweinte, selige Herr Professor Voitus. Herr Meckel der Vater, war der Anführer bey diesem

ganzen Geschäft, und leitete Alles durch seine eben so grosse anatomische Scharfsicht, als durch seinen praktischen Muth, und seine tiefe Erfahrung.

Noch sehe ich, wie alle diese Herren, und einige von ihnen mit liebreich erblaßten Wangen und Lippen, um mein hohes Schmerzenbett her standen, als ich rasch und freüdig die Thür aufmachte, meine Kleider abwarf, und im Vertrauen auf Gott — mich keck und schnell auf dieses Bett warf. Ich wollte nicht gebunden seyn; und hielt, ohne eine Thräne (mit Augen, die Millionen von Thränen geweinet hatten) zu vergiessen, ohne das allergeringste Geschrey, ohne Ohnmacht, und ohne Widerstand, geduldig wie ein Lamm, meine Operation aus. Sie dauerte anderthalb Stunden, während welchen ich das Messer beynahe in einemfort im Leibe hatte. Nach der Berechnung des Herrn Generalchirurgi Theden, erhielt ich ungefehr zweytausend Messerschnitte. Drey Stunden nacheinander, hatte es

nach dieser Operation das völlige Ansehen als wenn ich sterben würde; das glaubte ich auch selbst, und ich bitte Gott, daß ich in meiner Todesstunde, so entschlossen, so ruhig, und so zufrieden seyn möchte, als ich es damals war, unter meinen erschrecklichen Schmerzen. Aber meines theüren Meckels hülfreiche Scharfsicht und Sorgfalt, rief mich aus diesem Zustande wieder ins Leben. Zwölf Wochen brachte ich auf diesem Schmerzenbette zu; und nach diesen zwölf Wochen war ich so vollkommen und gründlich geheilt, als ich es noch izt, über sechszehn Jahre nachher, Gott sey dafür gelobt, in dieser Stunde bin (*).

Auf

(*) Grosse Reisen habe ich seitdem gethan, zum Exempel im Jahre 1775 von Hannover nach Genf, und wieder zurück. Auch bin ich, in verschiedenen Zeiten, viele hundert Meilen weit, in Deütschland umher gereiset, und habe nie, auch nicht die allergeringste Spur von einem Rückfalle meines Uebels gehabt, so krank und leiden-

Auf meinem Marterbette in Berlin, verlebte ich, zwölf Wochen hindurch, meine heitersten und vergnügtesten Tage in Deütschland, denn meine Nerven waren frey. Schmerzen achtete ich gar

leidenvoll ich sonst, in anderer Absicht, immer war. Nur blieb mir eine kindische Furcht gegen das Umwerfen im Wagen; und (ob ich gleich so innigst und herzlichst oft gewünschet habe nach England zu reisen) die beständige Furcht vor einer Seereise!

Aus dieser einzigen Ursache, verbat ich auch, die schönste Reise die je einem Menschen auf Erden vorgeschlagen ward: als mich den 26 Januar 1785 Rußlands grosse und gütige Monarchinn, durch Ihren Gesandten in Hamburg, den Herrn Baron von Groß, einladen ließ, im bevorstehenden Sommer, zu Ihr auf einige Zeit nach Petersburg zu kommen, damit Sie mich persönlich kennen lerne; und um mir diese grosse Reise möglich zu machen, mir anbot, dafür an Seine Majestät den König in England zu schreiben, auch mir alle Reisekosten zum Voraus zu bezahlen. —

nicht mehr, ob mir gleich der Höllenstein, dessen meine Wunden haüfig bedurften, beynahe den Kinnbackenzwang, und andere convulsivische Bewegungen erregte. Wer in Schmerzen erfahren ist, wie ich es seit zwanzig Jahren bin, wird wissen, welche höllischen Empfindungen der Höllenstein, mit dem ich damals so vertraut war, erwecket. Immer ward ich indessen wieder heiter und froh, sobald die Marter vorbey war, und immer litt ich dieselbe wieder, mit einer Geduld die ich seitdem, in diesem Grade, nicht mehr hatte. Alles Schwere ward mir leicht, durch den täglichen, allerausgesuchtesten, und liebreichsten Umgang, den man sich auf Erden wünschen kann, und den ich nirgends in Eüropa so gut gefunden hätte, wie in Berlin. Mein innigst theürer Herzensfreünd der verewigte Weltweise Sulzer, und der freündliche geistvolle und gesprächreiche Nicolai, besuchten mich täglich. Männer von der ersten Grösse, Spalding, Sack, Mendelssohn und

Eber=

Eberhard, schenkten mir in jeder Woche viele ihrer Stunden. Rammler, Büsching, Wegelin, Teller, mein alter lieber göttingischer Stubencamerad Herr Professor Sprögel, viele Mitglieder der Academie, verschiedene Herren des Hofes, ein liebenswürdiger junger Landsmann aus Winterthur Herr Sulzer, und Meister Thomas der Schuster (**) beglückten mich oft durch ihre Gegenwart.

(**) Meister Thomas, der Schuster in Berlin, aus Chursachsen gebürtig, war einer der merkwürdigsten Menschen, die ich in Berlin sah. Mir schien Er ein Mann von vielen Kenntnissen, ein grosser Beobachter, ein noch grösserer Denker, und ein Mann von ganz ausserordentlicher Beredsamkeit: die bekanntlich ein Talent ist, worauf in Deûtschland beynahe niemand sieht, und von der nur gar aûsserst wenige Menschen glauben, daß es der Mühe werth sey, sie zu bemerken! Niemand hörte ich jemals, so vortreflich und so körnigt Deûtsch sprechen, wie den verstorbenen Herrn Oberhofprediger Sack in Berlin, Herrn

Mit unaussprechlicher Liebe, brachte der selige Herr Professor Voitus manche Nacht bey mir zu,

und

Herrn Moses Mendelssohn, und Meister Thomas den Schuster. In seinen Gesinnungen fand ich ebensoviel Energie als in seiner Sprache. Unzähliche Dinge, sagte Er mir in jeder Stunde, die ich alle hätte mögen auswendig lernen. Er war einer der edelsten und freyesten Köpfe in der Welt. Auch bat ihn der in dieser Absicht Ihm so sehr ähnliche Academist und Professor, Herr Sulzer, alle Sonntage zu sich, und hielt Ihn für einen seiner liebsten Gesellschafter. Eine einzige lieblose und dumme Sache hat, so viel ich weiß, Meister Thomas der Schuster in seinem Leben gesagt, und wahrlich dieß ist viel für einen Philosoph, der den ganzen Tag spricht; denn Er sagte: da Herr Teller als Oberconsistorialrath und erster Prediger an der Petrikirche nach Berlin kam, und Sulzer Ihn fragte, was es Neües in der Stadt gebe? Nun hat der König seinen Zweck erreicht: Sack glaubt nicht an Gott den Vater, Spalding glaubt nicht an Gott den Sohn, und Teller glaubt nicht an Gott den heiligen Geist!

und mein Herz floß ganz zusammen mit seiner sanften und schönen Seele. Jeden Morgen sah ich die beyden grossen Männer, den Herrn Generalchirurgus Schmucker und den Herrn Generalchirurgus Theden, mit immer neüem Vergnügen bey meinem Bette: denn sobald ich ausgelitten hatte, war Friedrich der Grosse und seine Feldzüge, unser beständiges Gespräch. Schmucker hatte den König, seit seiner ersten Schlacht bey Molwitz, durch den ersten und zweiten schlesischen Krieg, und durch alle Schlachten des siebenjährigen Krieges gefolget, also Pulver genug gerochen. So auch Theden, der ehrwürdige Greiß, der engelreine Biedermann, mein großmüthiger und unvergeßlicher Wohlthäter, und damals immer höchst unterhaltender, immer heiterer und lustiger Freünd.

Auf Engelsarmen trug mich, der Erretter meines Lebens, Herr Meckel; sein freündlicher und geistvoller Sohn, der izige Lehrer in Halle; seine

himmlischgute und für mich liebevolle Gemahlinn, und seine liebenswürdige älteste Tochter. Ihr zweiter Herr Bruder, und alle ihre gütigen Schwestern, dachten an nichts, als wie sie mich vergnügt machen konnten. Musen und Grazien, Musik, Tanz und Gesang, umgaben mich, wechselsweise, in jeder Stunde des Tages. Alles was die allerliebreichste Sorgsamkeit, die zärtlichste Freündschaft, der mir immer zuvorkommende Scharfsinn, von Pflege, von Hülfleistung, von Ermunterung und Vergnügungen nur erdenken konnten, fand ich in diesem geliebten Hause. Ich lebte von Meckels Tafel. Er theilte mit mir alles was Er hatte; und nach aller dieser unerhörten Liebe, nach allen diesen unbegränzten Wohlthaten, verbat Er sich von mir jede Dankbezeügung, und verwarf auch den Schatten eines Geschenkes. Dieß Alles that Er, der Einzige, bloß aus Liebe für mich, und seine Kunst. Und dieser grosse und gute Mann, höret diesen lezten Dank nicht

mehr;

mehr; diesen lezten, innigsten, tiefsten Herzensdank, den ich nur bloß noch zu den Füssen seiner Familie niederlegen kann: denn lange, lange, ist dieser gröste und großmüthigste unter allen Menschenfreünden, die ich je gekannt habe, in die Ewigkeit versetzet, und Tausenden entrissen, die izt noch, in Berlin mit mir — um Ihn weinen!

Nach einem Lager von beynahe zwölf Wochen, stellte man mich am vierten September, zum erstenmal wieder auf meine Beine, und nun mußte ich wieder gehen lernen wie ein Kind. Dieß lernte ich, an der sanften Hand, und am Arme von Herrn Meckels ältester und liebenswürdiger Tochter. Am eilften September, konnte ich zum erstenmal, auf meiner Stube alleine gehen. Am achtzehnten September, fuhr ich zum erstenmal, wieder durch die Straßen von Berlin. Am fünf und zwanzigsten September, machte ich meinen ersten Besuch, bey meinem Herzensfreünde Sulzer,

und

und sonach bey allen meinen Wohlthätern und Freünden; und nun zeigte sich die Großmuth meines Erretters, wieder in einem neüen und mir unvergeßlichen Lichte.

Er gab mir, in seinem Hause, ein großes Fest nach dem andern, wozu von der Academie der Wissenschaften alle französischen, italienischen und schweizerischen Mitglieder, und die angesehensten Gelehrten aus Berlin eingeladen wurden. Er machte mich beynahe mit allem bekannt, was von seiner Bekanntschaft in Berlin groß und vornehm war, mit Ministern des Königs, mit Grossen des Hofes, mit den berühmtesten Gelehrten, mit den ausgezeichnetesten Personen beyderley Geschlechts, und von jedem Stande. Mit Liebe, und unvergeßlichen Wohlthaten, nahmen mich alle auf. Der Herr Oberhofmarschall des Königs Graf von Reuß, der Herr Oberhofmeister der Königinn Graf von Wartensleben, der Herr Oberstallmeister des Königs Graf von Schaffgotsch,

gotsch, der Staatsminister Freyherr von Münchhausen, der Kaiserliche Gesandte Freyherr von Swieten, und insonderheit der edelmüthige Staatsminister des Königs Freyherr von der Horst, thaten alles mögliche um mir den Aufenthalt von Berlin angenehm zu machen. Im Hause des Herrn Ministers von der Horst, ward ich auch mit einem grossen Theile der schönen Welt aus den höhern Ständen bekannt. Der Herr Staatsminister von Herzberg, nahm mich auch schon damals sehr liebreich auf, und mir deüchte an seiner Tafel, ich sey im alten Athen. Ueberall, wo in mancher andern Gegend von Deütschland kein Unreiner, das ist, kein Mensch ohne adeliche Geburtsverdienste in Betrachtung kommt, ward ich hingezogen, vorgestellt, und aufgenommen mit der größten Höflichkeit, und immer zuvorkommender Güte (**).

Dieß

(**) Als Philosoph verlachte Friedrich der Grosse, natür-

Dieß Alles that und bewirkte, der überall in Berlin äusserst verehrte und beliebte Herr Meckel,

und

natürlicher Weise, die zufälligen Verdienste der Geburt — also die Adelsvorurtheile! Heroisch folgte Ihm auch hierinn der alte berlinische Adel. Man sah daher gar oft in Berlin, in Gesellschaften des Adels, solche Bürgerliche, die keine Ursache haben vor Edelleuten in Verlegenheit zu seyn! Dumm fände es auch izt, in Berlin — niemand, daß Frau von Maintenon, vor beynahe hundert Jahren, von einer ihr bekannten Dame sagte: Elle n'a de bourgeois que sa vanité sur sa Noblesse! (Sie hat nichts Bürgerliches an sich, als ihren Adelsstolz!) — Aber höchst sonderbar ist dennoch eine Anecdote, die ich von dem vortreflichen Sulzer habe. Als Friedrich der Grosse am Anfang seiner Regierung, der Academie der Wissenschaften in Berlin eine neue Einrichtung gab, ertheilte Er ihr unter andern (weil man die grösste Mühe hatte Mitglieder zu finden) auch dieses Gesez: Un Gentilhomme peut être Membre de l'Academie de Berlin, sans que cela déroge à sa Noblesse! (Ein Edelmann kann Mitglied der

Acade-

und dann auch, die wirklich dieser grossen Königsstadt so ganz eigenthümliche Gastfreündschaft und Liebe für Fremde. Nie hatte ich, bis damals, noch Menschen und Sitten in solcher Mannigfaltigkeit, und so beynahe von einem aüssersten Extrem zum andern, kennen gelernt, wie in Berlin. Noch nie, in meinem Leben, hatte meine Seele so frey geathmet. Noch nie in Deütschland, war mir Herz, Geist, und Imagination, durch alles was ich sah und hörte, so erheitert, so gehoben, so gestärket, so bezaubert worden, wie in Berlin. Aber diesem Allem wollte Herr Meckel

nun

Academie der Wissenschaften in Berlin seyn, ohne daß dieß seinen Adel beflecke!) Der Präsident von Maupertüis war über dieses Gesez indignirt, und schaffte es heraus. Aber — seitdem haben sich auch Zeiten und Denkart sehr verändert: denn schon seit funfzehn oder zwanzig Jahren, ist die Kaiserinn von Rußland, Catharina die Zweite, Mitglied der Academie der Wissenschaften in Berlin.

nun noch die Krone aufsetzen. Er wollte mich auch noch an der Hand seiner freündlichen Gemahlinn, an der Hand seiner schönen ältesten Tochter, und an der Hand einer ihrer liebreichen Schwestern nach Potsdam bringen; und dieß geschah den vier und zwanzigsten October.

Bey dem am Podagra noch etwas kranken König, lebte und wohnte damals, als sein Arzt, der Herr Generalchirurgus Schmucker im kleinen Schlosse zu Sanssouci. Ich besuchte da meinen grossen Wohlthäter, und hatte auch das Vergnügen, daß der Herr Professor Meckel nebst seinem ältesten Herrn Sohne, auf einen Tag, zu uns nach Potsdam kam. Auch fand ich in Potsdam, einen Freünd meiner ersten und schönsten Jugendjahre, mit dem ich sechs Monate in seiner Vaterstadt Morges am Genfersee gelebet hatte, Herrn von Cat, Lecteur des Königs.

Der König hatte die höchst unerwartete Gnade, mit Herrn Schmucker und Herrn von

Cat,

Cat, den fünf und zwanzigsten und sechs und zwanzigsten October, viel von mir zu sprechen. Er ließ sich von Herrn Schmucker, mein Betragen bey meiner Operation erzählen, und fand Vergnügen an dem Muthe, mit dem ich mich unter Herrn Schmuckers Messer betrug. Er fand Vergnügen an der brennenden Begierde, mit welcher ich auf meinem Schmerzenbette, mit Herrn Schmucker von nichts als von seinen Feldzügen und Thaten sprach. Er fragte nach dem Hause wo ich in Berlin lebe, nach der Art wie ich in diesem mir so lieben Hause aufgenommen worden, und in welcher Gesellschaft ich nach Potsdam gekommen sey. Bey Herrn von Cat erkundigte sich der König, nach meiner ganzen Gemüthsart, nach meinem Körperbau, nach meiner Physiognomie, nach meinen Reisen, nach meinen Schriften, nach den Sprachen die ich spreche, nach dem Umgange den ich in Berlin gehabt, nach den Freünden an denen ich dort am meisten hänge;

und der König freüte sich, als Er hörte, Sulzer sey mein Herzensfreünd. Er fragte, weil Er mich zum Mitglied der Academie der Wissenschaften in Berlin gemacht habe: ob ich den Versammlungen der Academie beygewohnet? Auch ob ich das neüe Schloß von Sanssouci gesehen, und ob es mir gefalle? Diese Fragen wiederhohlte der König mit mannigfaltigen Wendungen gegen Herrn Schmucker und Herrn von Cat.

Mein Körper und meine Seele, waren damals in Potsdam, in einem Zustande von der aüssersten Reizbarkeit. Ich war noch sehr hinfällig und schwach, nach meinen schweren Wunden, nach so vieler in Hannover erlittener Herzenspein, und nach so vielen in Berlin ruhig ausgestandenen Schmerzen! Ohnmächtig ward ich, nach geringen Ermüdungen, nach jeder Anstrengung meiner Aufmerksamkeit. Mein Herz war in einem fort gerühret und erschüttert. Ich athmete schon in Berlin nichts als Liebe und Dank, und diese vermehrte

mehrte sich hier, bey jedem Schritte, in solcher Gesellschaft, bey solchem Anblick, und solchem Genusse! — Ich sah in meiner frühen Jugend Paris und Versailles; aber solche königliche Pracht, und eine solche Menge von Werken aller bildenden Künste glaubte ich noch nie erblicket zu haben, wie in Sanssouci und Potsdam. Die Thaten des Königs und seiner unüberwundenen Heere wußte ich auswendig, seit dem siebenjährigen Kriege! Aber nun sah ich hier den Kern der Preüssischen Armee, die Garde des Königs, diese furchtbare Legion von schönen Menschen, die so oft niedergeschossen immer zu neüen und der Ewigkeit würdigen Heldenthaten wieder aufstand und auflebte! Dieß alles rührte, bewegte, und erschütterte mich unaussprechlich! — Aber daran hatte ich ganz und gar nicht gedacht, als ich von Berlin nach Potsdam reiste, daß es menschenmöglich für mich seyn könnte, den kranken König zu sehen! — Und nun sagte mir Herr von Cat sehr oft: es

scheine, der König wolle mich sprechen, und Er frage oft, wie lange ich in Potsdam bleibe?

Höchst unerwartet jedoch, ward ich den sechs und zwanzigsten October, durch Herrn von Cat um ein Uhr des Nachmittages, nach Sanssouci abgehohlet. Was ich noch nicht gesehen hatte, zeigte mir ein Liebling des Königs, der Herr Oberste von Coccei, der nach dem siebenjährigen Kriege preüssischer Gesandter in Schweden war; und indessen gieng Herr von Cat zum König. Mir ward gesagt, daß ich mich sodann, wenn ich alles gesehen habe, nach klein Sanssouci begebe, wo der König war. Ich gieng nach dem ehmahligen Zimmer des Marquis d'Argens, das izt Herr Schmucker bewohnte. Ab und zu war Herr Schmucker bey mir. Lange saß ich aber auch da alleine, bey einem Kaminfeüer; und schwebte zwischen Hofnung und Furcht, ob mich der König werde rufen oder nicht rufen lassen. Ich zitterte zuweilen, und freüte mich dann wieder ausserordent-

dent-

dentlich! Um halb fünf Uhr stürzte Cat auf mich, war vor Freuden ganz ausser Athem, und verkündigte mir: der König verlange diesen Augenblick mich zu sprechen!

Ich sprang Hand in Hand mit Cat, durch eine Reihe von Zimmern. Hier, sagte Cat, sind wir vor dem Zimmer des Königs! — Das Herz klopfte mir beynahe aus dem Leibe heraus. Cat gieng hinein; den Augenblick gieng aber die Thür wieder auf, und Cat hieß mich hereintreten.

Mitten im Zimmer stand ein kleines eisernes Feldbett, ohne Vorhang. Auf einer schlechten Matraze lag da, König Friedrich, der Schrecken von Europa, ohne Decke, in einem alten blauen Rockelor. Er hatte einen grossen Hut mit einer weissen Feder, auf dem Kopfe.

Der König nahm seinen Hut sehr gnädig ab, da ich noch etwa zehn Schritte von Ihm entfernet war, und sagte auf französisch (so wie dann auch die ganze Unterredung in französischer Sprache

fortgesetzet ward): treten sie näher Herr Zimmermann!

Ich kam bis auf zwey Schritte vor den König, indeß da Er zu Cat sagte: rufen sie Schmucker auch herein. Herr Schmucker kam, stellte sich hinter den König gegen die Wand, und Cat stand hinter mir. Nun fieng die Unterredung an.

König. Ich höre daß sie ihre Gesundheit in Berlin wieder gefunden haben, und wünsche ihnen dazu Glück.

Ich. Mein Leben habe ich in Berlin wieder gefunden; aber in diesem Augenblicke, Sire, finde ich hier ein noch grösseres Glück!

König. Sie haben eine grausame Operation ausgestanden; sie haben wohl entsezlich gelitten?

Ich. Sire, es war der Mühe werth!

König. Liessen sie sich vor der Operation binden?

Ich.

Ich. Nein. Ich wollte meine Freyheit behalten.

König. (sehr freündlich lachend) O sie betrugen sich als ein braver Schweitzer! Aber sind sie auch ganz hergestellet?

Ich. Sire, ich habe alle Wunder Ihrer Schöpfung in Sanssouci und Potsdam besehen, und befinde mich wohl dabey.

König. Das freüt mich. Aber sie müssen sich in acht nehmen, und insonderheit sich nicht zu Pferde setzen.

Ich. Es wird mir sanft und leicht seyn die Räthe Eüer Majestät zu befolgen.

König. Aus welcher Stadt im Canton Bern sind sie gebürtig?

Ich. Aus Brugg.

König. Ich kenne diese Stadt nicht.

(Das wundert mich nicht, dachte ich!)

König. Wo haben sie studirt?

Ich. In Göttingen. Haller war mein Lehrer.

König. Was macht Herr Haller?

Ich. Er schliesset eben seine litterarische Laufbahn mit einem Roman (*).

König.

(*) Usong war damals eben herausgekommen; aber von desselben Inhalt wußte ich noch nichts. Haller, der auf diese Unterredung mit dem König immer äusserst empfindlich war, nahm es mir fürchterlich übel, daß ich dem König sagte: Er beschliesse seine litterarische Laufbahn eben mit einem Roman! Meine Sünde gegen Haller, bestand doch eigentlich nur darinn, daß ich glaubte sein Usong werde den König mehr interessiren, als seine schönsten Experimente an Hunden und Katzen.

Haller mochte zwar auch wohl seine geheimen Ursachen haben, warum es ihm unangenehm war, daß der König etwas von Usong wisse; aber bekanntlich las der König kein deutsches Buch. Genug, bis nahe vor seinen Tod, konnte Haller, ich weiß nicht warum, meine Unterredung mit dem König in Preussen nicht vergessen!

Nachdem ihn Seine Majestät der Kaiser den siebenzehnten Julius 1777 in Bern mit einem

Besuche

König. (lachend) Ach das ist schön! — Nach welchem System behandeln sie ihre Kranken?

Besuche beehret hatte, schrieb Er, am dritten Tage nachher, den neunzehnten Julius, an den berühmten Anecdotensammler in Bayern, den Herrn Grafen Maximilian von Lamberg (S. Epoques raisonnées sur la vie *d'Albert de Haller, par le Comte Maximilien de Lamberg.* Leipzig 1778. pag. 59): Je ne voudrois pas, comme l'a fait Mr. Zimmermann, publier une conversation que j'aurois eûe avec une Tête couronnée; je craindrois trop (sagte Haller, der es in seinem ganzen Leben nicht vergaß, und es immer wieder rügte, wenn Ihm auch nur Jemand die Entdeckung des kleinsten Aederleins in einer Zähe streitig gemacht hatte) d'avoir sacrifié à la vanité!

Aber, noch war auch dieß, für Haller, nicht genug. Er, der meine in Hannover gedruckte feyerliche Klage vom achten December 1773 gelesen hatte, durfte sich in einem Briefe an den Herrn Grafen von Lamberg (S. *Epoques raisonnées* pag. 63) vom zehnten August 1777

noch

Ich. Nach keinem.

König. Aber es giebt doch Aerzte, deren Methoden sie andern vorziehen?

Ich. Vorzüglich liebe ich Tissots Methode, der mein vertrauter Freünd ist.

König. Ich kenne Herrn Tissot. Ich habe seine Schriften gelesen, und schäße sie sehr hoch. Ueberhaupt liebe ich die Arzneykunst. Mein Vater wollte daß ich mir einige Kenntnisse (**) darinn erwer-

noch diese Worte erlauben: La premiere pensée qui me vint, quand l'Empereur m'eut quitté, a eté: ferai-je capable de publier une relation comme Zimmermann l'a fait? Je me suis trouvé si ridicule en supposant le cas, que j'ay detourné les yeux de cette idée.

(**) Unedel, und wie mir deücht, so ziemlich mit Feldscheerers Ton und Styl, wird in der sechsten Sammlung der Anecdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrich des Zweiten S. 88. gesagt: „Der König glaubte Kenntnisse „von der Heilkunde zu besitzen, und theilte „daher

erwerbe. Er schickte mich oft in die Hospitäler; und zumal in die Hospitäler venerischer Kranken, weil diese durch Exempel predigen.

Ich.

„daher in Krankheiten gern seinen Rath mit; „verschrieb auch Recepte, deren Befolgung aber „wohl den Kranken nicht immer zuträglich ge„wesen seyn möchte. Man muthmaßt, der „König habe verschiedenes von dem was er ver„schrieb, aus französischen Büchern, und be„sonders aus dem bekannten Dictionnaire de la „Santé genommen, worinn Pferdekuren für „Menschen stehen. Er prüfte auch die Aerzte, „welchen er sich in seinen Krankheiten anver„trauen wollte, ingleichen die Regimentswund„ärzte selbst." Allerdings konnte der König (mit Erlaubniß des Herrn Regimentswundarztes? —) glauben, daß Er Kenntnisse in der Heilkunde habe, denn seine Kenntnisse in derselben waren groß. Sein Verstand, worauf doch zulezt in der Heilkunde alles ankommt, hatte in gar sehr vielen Dingen eine Höhe erreichet, die wenige Sterbliche, und zumal wenige Regimentsfeldscheerer erreichen. Aber eben deswegen hatte vielleicht der König keinen grossen

Glau-

Ich. Und durch Schrecken! — Sire, die Medicin ist eine sehr schwere Kunst. Aber Eüer Majestät sind gewohnt alle Künste der Kraft ihres Geistes zu unterwerfen, und alles Schwere zu überwinden.

König. Ach nein, Ich kann nicht alles überwinden was schwer ist! —

Hier ward der König etwas nachdenkend, schwieg eine kleine Weile, und fragte mich sodann, mit einem liebenswürdigen Lächeln: wie viele Kirchhöfe haben sie angefüllet (*)?

Ich.

Glauben an die Heilkunde; und dieß verzeihe ich Ihm von ganzem Herzen, so wie auch dem ehrlichen Montaigne, und dem ehrlichen Rousseau.

(*) In der achten Sammlung der Anecdoten und Karakterzüge — lese ich S. 91. folgende Stelle die eines kleinen Fingerzeigs zu bedürfen scheint wie mir deücht: „Die bekannte Heiterkeit des „Geistes dieses grossen Königs verließ ihn auch „in seinen schmerzhaftesten Krankheiten nicht. „In

Ich. Vielleicht manchen in meiner Jugend! Aber nun geht es besser, denn ich bin izt mehr furchtsam als kühn.

König. Sehr gut, sehr gut.

Hier ward die Unterredung äusserst lebhaft. Der König ward ausserordentlich munter, und examinirte mich nun als Arzt, wie mich im Jahre 1751, als ich in Göttingen Doctor werden wollte, meine Lehrer, Haller, Richter, Segner und Bren=

„In der lezten hatte er den Hannöverischen Leib„arzt Zimmermann berufen, ihn zu bedienen. „Hat Er schon viele Menschen in die andere „Welt befördert, fragte der König? Der Arzt „antwortete: nicht so viel als Euer Majestät, „aber auch nicht mit so vielem Ruhme!" — Dieß wäre schön (ich muß es selbst gestehen) aber es ist nicht wahr. Erstlich, machte mir der König diese Frage nicht in seiner lezten Krankheit, als Er nach dem Barbiersausdruck des Anecdotenschreibers mich berufen hatte um ihn zu bedienen — sondern im Jahre 1771; und zweitens, ist diese wirklich witzige Antwort — erdichtet!

Brendel (und das vergelte ihnen der liebe Gott) nicht examinirt hatten! — Alle hitzigen Fieber, und die wichtigsten unter den langwierigen Krankheiten, gieng der König in der Reihe mit mir durch. Er fragte mich, wie und wodurch ich jede dieser Krankheiten erkenne, wie und wodurch ich sie von verwandten Uebeln unterscheide, wie ich dabey in einfachen und in verwickelten Fällen verfahre, und wie ich alle diese Uebel heile?

Ueber die Verschiedenheit, die Zufälle, die Behandlungsart, der Blattern zumal, fragte mich der König äusserst genau; und sprach, mit vieler Rührung, von dem Prinzen seines Hauses, den vor einigen Jahren die Blattern hinrafften. Dann kam Er auf die Inokulation, und auf eine unglaubliche Menge anderer arzneywissenschaftlicher Gegenstände. In alle warf der König wahre Meisterblicke, sprach über Alles mit der grösten Sachkenntniß, und mit eben so viel Scharfsicht als Geist und Verstand.

Mit

Mit dem innigsten Vergnügen und mit der freyesten Seele, antwortete ich dem König. Es ist aber auch wahr, daß Er mich gewaltig hob und ermunterte. In einem fort sagte der König zu mir: das ist sehr gut — das ist vortreflich gedacht und gesagt — ihre Heilungsmanier gefällt mir überaus wohl — Ich freüe mich zu sehen, wie sehr unsere Denkart zusammenstimmt. Oft hatte der König die Gnade hinzuzusetzen: aber Ich beschwere sie mit meinen vielen Fragen!

Auf die wissenschaftlichen Fragen, antwortete ich mit Einfalt, Klarheit und Kürze; und konnte mich nicht enthalten, zuweilen mein Erstaunen über die tiefen und frappanten medicinischen Einsichten und Urtheile des Königs zu bezeügen.

Der König kam nun auch auf die Geschichte seiner eigenen Krankheiten. Er erzählte mir alle nach der Reihe, und fragte mich über alle um meine Meinung und um meinen Rath. Ueber

die Hämorrhoiden, worüber Er sich sehr beklagte, sagte ich etwas das Ihm auffiel. Sofort richtete sich der König von seinem Bette auf, drehte den Kopf rückwerts nach der Wand, und sagte: Schmucker, schreib Er das auf!

Ich erschrack über dieses Wort, und hatte nicht Unrecht!

Dann gieng die Unterredung weiter fort.

König. Das Podagra nimmt gerne seine Herberge bey mir, weil es weiß daß ich ein Fürst bin, und weil es glaubt, Ich werde es gut bewirthen! — Aber Ich bewirthe es schlecht, und lebe sehr mager.

Ich. Möchte das Podagra dadurch seiner Einkehr bey Eüer Majestät auf immer überdrüssig werden.

König. Ich bin alt. Die Krankheiten werden mit mir nicht mehr Mitleiden haben.

Ich. Eüropa fühlet — daß Eüer Majestät nicht alt sind; und die Physiognomie Eüer

Maje-

Majestät zeiget, daß Sie noch eben so viel Kraft haben als in Ihrem dreissigsten Jahre.

König. (lachend und den Kopf schüttelnd) Gut, gut, gut!

So dauerte die Unterredung fünf Viertelstunden mit ununterbrochener Lebhaftigkeit fort. Endlich gab mir der König das Zeichen zum Abzug, indem Er sehr freündlich den Hut abnahm, und sagte: Adieu mein lieber Herr Zimmermann, ich freüe mich daß ich sie gesehen habe.

Herr von Cat begleitete mich bis ins Vorzimmer, und Herr Schmucker folgte nach. Ich konnte da nicht aus der Stelle kommen, konnte nicht sprechen, war so entzücket und gerühret, daß ich in einen Strom von Thränen ausbrach. Herr von Cat sagte: ich gehe wieder zu dem König; gehen sie nach dem Zimmer zurück, wo ich sie abgehohlet habe; um acht Uhr werde ich sie nach Hause bringen. Ich drückte meinem guten Landsmann herzlichst die Hand, und konnte nur diese

Worte herausstammeln: der gröste Mann unsers Jahrhunderts ist auch der liebenswürdigste Mann!

Herr Schmucker begleitete mich nach seinem mir angewiesenen Zimmer. Ich sezte mich nieder zum Kamin, und dankte Gott, aus dem vollesten und gerührtesten Herzen, für Seine Hülfe, und für Seinen Beystand! — Aber Herr Schmucker schien mit meinem ganzen Verhalten bey dem König gar nicht zufrieden. Er sagte mir: ich sey zu nahe vor den König gestanden! Ich habe zu lebhaft, zu unbefangen, zu frey gesprochen! Ich habe sogar — dieß sey unerhört in Deütschland — vor dem König gestikulirt! — Vor einem König, sagte Herr Schmucker, müsse man steiff stehen, und sich nicht rühren.

Cat kam um acht Uhr von dem König, und erzählte mir, in Herrn Schmuckers Gegenwart, folgenden kleinen Dialog mit dem König.

König. Was sagt Zimmermann?

Cat.

Cat. Zimmermann vergoß vor der Thür Eüer Majestät einen Strom von Thränen.

König. Ich liebe diese gefühlvollen Herzen; Ich liebe recht sehr diese braven Schweitzer.

Am folgenden Morgen sagte der König: ich habe Zimmermann gefunden, wie man ihn Mir abgeschildert hat.

Cat versicherte mir: seit dem siebenjährigen Kriege, seyen tausend Fremde von Stande nach Potsdam gekommen, um den König zu sprechen, und haben Ihn nicht gesprochen; aber von denen die den König wirklich gesprochen haben, könne sich kein Einziger des Glückes rühmen, daß der König fünf Viertelstunden hindurch sich mit ihm unterhielt. Sodann gab mir Herr von Cat auch noch zu verstehen: Er erwarte, daß mich der König in seine Dienste nehmen, und zu seinem Leibarzt ernennen werde, wenn ich die allergeringste Neigung bezeüge Hannover zu verlassen? Meine Antwort war: ich sey entschlossen in Hannover zu leben und zu sterben.

Am sieben und zwanzigsten October verließ ich Potsdam, an der Hand meiner Lieben, mit dem höchsten Enthusiasmus von Bewunderung, Erstaunung, Liebe, und Dank; aber doch auch nebenher, mit Reflexionen, die ich noch izt, wenigen Menschen anvertrauen möchte! — — Am dreissigsten October ergoß ich, nach meiner Rückkehr in Berlin, den tiefen Herzensdank, den ich dem König für jene fünf Viertelstunden schuldig war, in einem Brief an Herrn von Cat.

Der König las diesen Brief; und ließ mir, am dritten November, sein Wohlgefallen und sein Vergnügen darüber bezeügen. Ich hatte an Herrn von Cat zugleich, Tissots Buch sur les maladies des gens du monde mit der Bitte geschicket, einige frappante und der Beherzigung des Königs würdige Stellen, daraus Seiner Majestät vorzulesen. Der König ließ mir dafür danken, und ließ mir durch Herrn von Cat sagen: Er werde das Buch ganz lesen.

Unaus-

Unauslöschlich lebte seitdem in meiner Seele, das Andenken jener fünf Viertelstunden. Und was mir äusserst sonderbar schien, auch der König vergaß mich nicht. Denn als der Herzog von York, vierzehn Jahre nachher, im Herbst 1785, zur schlesischen Revue kam: hatte der König die Gnade sich bey dem Herzog nach mir zu erkundigen; und mich durch diesen liebenswürdigen Sohn unsers Königs grüssen zu lassen.

Am achten November verließ ich, das ewig geliebte Haus meines grösten Wohlthäters auf Erden: des Erretters meines Lebens! — Ich verließ die Stadt Berlin, wo ich das höchste Maaß von Großmuth, Milde, Nachsicht, Sanftheit, Menschenfreündlichkeit und Menschenliebe, unter Menschen von allen Ständen gefunden hatte. — Mit unbeschreiblichen und unaussprechlichen Gefühlen, verließ ich das Land, dessen grosser Beherrscher sogar, mich zu sich gerufen, um mir mit den liebreichsten Worten seine

Freüde über meine Errettung und Genesung zu bezeügen.

So kam ich, mit neüem Leben, mit neüem in Hannover noch gar nicht gehabtem Muthe, nach Hannover zurück, in die offenen Arme meiner Freünde.

Aber die Freüde meiner Freünde in Hannover war von kurzer Dauer; und ich selbst erfuhr bald, wie eitel alle unsere Hofnungen auch bey den besten Aussichten unsers Lebens sind! — Sechs Wochen nach meiner Rückkunft in Hannover, verlangte der damalige Minister der Policey, Freyherr von Gemmingen, daß ich zur Beruhigung, der, wegen einer hie und da bemerkten Krankheit, in die fürchterlichste Angst und den grausamsten Schrecken versezten guten Stadt Hannover, etwas patriotisches schreibe. Ich schrieb also, auf Befehl dieses Ministers, auch mit nachher zu meinem grösten Troste erfolgtem allergnädigsten Beyfall Seiner Majestät unsers Königs, meine bekannte patriotische Ab-

handlung über die Windepidemie in Hannover und die sogenannte Neüe Krankheit; und sezte sie in das Hannövrische Magazin. Diese Neüe Krankheit bestand weiter in nichts, als in denen damals in Hannover eben nicht durchgängig, aber sonst überall in der Welt bekannten, und wahrlich nicht immer gefährlichen gallichten Fiebern.

Furcht und Angst vor der pestilenzialischen Krankheit, wofür ein damals unter uns grosser und seitdem verstorbener Esculap diese gallichten Fieber ausgab, herrschte überall, und zumal bey dem hohen Adel in Hannover. Eben war unser Minister, Freyherr von Behr, unter der Aufsicht unsers Esculaps, an einem gallichten Seitenstich gestorben; und darum erregte der listige Mann diesen mörderlichen Lerm. Aber verschwunden war alle Furcht, alle Angst, und aller Schrecken, sobald mein Blatt erschien: unsere Welt war izt so sehr mit mir beschäftigt, daß sie darüber die Pestilenz vergaß!

Eine fürchterliche Weiberepidemie entstand gegen mich in Hannover. Ich hatte haarklein, zum Danke für meine patriotische That, das nemliche Schicksal in Hannover, wie mein Freünd der heilige Hieronymus in Rom! — Mit Zügen, die nicht leicht vergehen werden, weil sie nach der nackten Natur gezeichnet sind, habe ich jene Römische Weiberepidemie, wegen ihrer grossen Aehnlichkeit mit der Hannöverischen, im ersten Theile meines Buches über die Einsamkeit ausführlich geschildert; und ich zeige dieß hier bloß deswegen an, weil kein Mensch in Hannover jenes Gemählde verstand (*). Sanct Hieronymus, der arme Schelm,

(*) Das war auch ganz natürlich; denn unsere izt so sehr ausgebildete Welt, hat gar keinen Begriff von unserer ehmaligen Roheit. Hannover ist umgeschaffen, ist neügebohren, ist ganz und gar nicht mehr, was es im Jahre 1772 war. Unsere Denkart war sklavisch, izt ist sie frey, selbstständig, männlich, liberal, und edel, unter

Schelm, erweckte gegen sich diese Weiberepidemie, eben so wie ich, durch nichts als ein Blatt; das ist, durch seinen berühmten Brief an die schöne Eüstochium über die Festhaltung der Jungferschaft!

unter gebildeten Menschen von allen Ständen. Jede Art von Unvernunft muß, Gott Lob, izt in Hannover im Dunkeln schleichen; und die allereingewurzeltesten Vorurtheile zeigen sich bey uns, öffentlich, nicht mehr anders als mit Bescheidenheit. Wir verdanken diese Fortschritte, dem allmählig, und ganz im Anfang auf sehr dornichten Wegen, unter uns emporgekommenen Freyheitsgeiste, der laut und öffentlich Alles bey seinem Namen nennt; und dann der weit höhern und allgemeinern Cultur, die, in so kurzer Zeit, in keiner Stadt von ganz Deütschland so schnell gewachsen ist, wie in Hannover. Aber, zu diesem Freyheitsgeiste gaben die immer mehr unter uns ausgebreiteten grössern philosophischen und politischen Ideen, uns nur das Vermögen — und unser Brittischer König, Georg der Dritte, den **Muth**.

Indeß da dieß alles in Hannover vorgieng, freüten sich alle meine Freünde in ganz Eüropa über meine Genesung, und auch über meine Unterredung mit Friedrich dem Grossen. Einige billige Ausnahmen, gab es zwar damals in Absicht auf beydes; und noch Jahre nachher, in Absicht auf den Eindruck zumal, den diese Unterredung bey mancherley Menschen machte. Aber keine von allen diesen Ausnahmen, war so comisch, wie die von einem Schulmeister in Zürich, Namens Hottinger, der sich besonders gut auf witzige Einfälle zu verstehen scheint, und der nach fünf ganzen Jahren sich noch immer härmte und quälte, daß mir etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet sey, das einem Schulmeister in Zürich nicht auch begegne (*).

In

(*) Ich spreche hier von dem nemlichen Herrn Schulmeister Hottinger, der auch in der Berlinischen Monatschrift (vom December 1786) sein Kinn hervordrückt.

In einem unwitzigen Buche, das niemand liest (**), erzählet dieser witzige Schulmeister: Er habe schon oft gezweifelt, ob Ihn die Mutter Natur nicht vielleicht zum Husarenlieutenant gebohren habe; aber denjenigen fürchte Er doch, den Er nicht eher sehe, als bis er Ihn bey der Kehle faßt! — Dann erzählet Er eine Unterredung zwischen Ihm, ein paar empfindsamen Mädchen, und einem alten Mann mit einem schneeweissen Barte; und wie Er dann, mit diesem alten Manne, Thee getrunken habe! Sodann läßt Er uns wissen, wie Er ferner, mit diesen Mädchen, im Walde Heidelbeeren gesucht, und wie Er (der Herr Husarenlieutenant) und die empfindsamen Mädchen, sich mit Tannzapfen geworfen!

Endlich schliesset der witzige Schulmeister diesen Brief (denn das unwitzige Buch ist in Briefen

(**) Briefe von Selkof an Welmar. Zürich 1777. S. 35—49.

Briefen geschrieben) mit diesen Worten: „Wenn
„Sie übrigens finden, daß ich Sie in diesem
„Brief oft mit unbedeütenden Dingen unter=
„halten habe: so bedenken Sie, daß ein Be=
„such bey einem neünzigjährigen Manne, der
„beynahe seit einem halben Seculum der Welt
„abgestorben ist, seiner Natur nach, unmöglich
„so witzig ausfallen kann, als wenn der grosse
„Friedrich — und Zimmermann zusammen
„kommen!“

Namenregister.

A.

Alba (Herzog von) . . . 232.

Alexander der Grosse . . . 62. 63.

Algarotti . . . 206. 207.

Alembert (d') . . . 195. 196. 274.

Anhalt Dessau (Leopold Friedrich Franz, regierender Fürst von) . 97. 155. 158. 191. 192.

Anhalt Dessau (Louise, regierende Fürstinn von) 97. 98. 151.

Argens (Marquis d') . . . 206 207.

Arndt (Johann) . . . 192.

Aurelius (Kaiser Marcus) . . . 43. 276.

B.

Beaumarchais . . . 202.

Beguelin (Nicolaus) Academist in Berlin 86.

Behnisch, Untergouverneur des Kronprinzen von Preussen . . . 87.

Behr (Freyherr von) Minister in Hannover 327.

Beulwitz

Beulwitz (Freyherr von) Minister in Hannover 126.

Beyer, geheimer Kabinetsrath in Potsdam 145. 148.

Bischofswerder (Major von) nunmehr Oberstlieutenant und Flügeladjutant des Königs 155.

Brandes (Hofrath) in Hannover = 200.

Braunschweig (Carl, regierender Herzog von) 158. 159. 223.

Braunschweig (Herzog Friedrich von) Preussischer General = = = 160.

Braunschweig (Philippine Charlotte, verwitwete Herzoginn von) = = 159. 210.

Braunschweig (Augusta, Princessinn von) 159.

Brendel, Professor in Göttingen = 318.

Budäus, Geheimerrath in Berlin = = 170.

Büsching, Oberconsistorialrath in Berlin 295.

C.

Cagliostro = = = = 70.

Camas (Gräfinn von) Oberhofmeisterinn der Königinn, Mutter Friedrichs des Grossen 213.

Cat (von) Lecteur des Königs 196. 248. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 321. 322. 323. 324.

Catha-

Catharina die Zweite, Kaiserinn von Rußland 68. 69. 70. 71. 95. 131. 132. 293. 303.
Cato . . . 248.
Cicero . . 190.
Cocceii (Oberste von) vormals Preußischer Gesandter in Schweden . . 308.
Cothenius (Geheimerrath) Leibarzt des Königs 31. 32.

D.

Dolgorucki (Fürst) Russischkaiserlicher Gesandter in Berlin . . . 189.

E.

Eberhard, Professor in Halle . 295.
Elisabeth, Kaiserinn von Rußland . 107.
England (König Georg der Dritte von) 293. 326. 329.
England (Prinz Wilhelm von) . 57.
Erdmansdorf (Freyherr von) . . 76.

F.

Fevre (le) Oberstlieutenant bey den Preußischen Ingenieurs . . 221. 222.
Finkenstein (Graf von) Minister in Berlin . 189.
Frese

Frese (Hofmedicus) Geheimerrath, und Arzt der Garnison in Potsdam 32. 106. 107. 184. 185.
Fritze (Doctor) anizt Preußischer Geheimerrath, aber nicht Oberaufseher der Lazarethe 139. 140. 141. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 161.

G.

Garve . . . 204.
Gedicke, Oberconsistorialrath und Oberschulrath in Berlin . . . 163.
Gellert . . . 129. 204.
Gemmingen (Freyherr von) Minister in Hannover 326.
Gibbon . . . 50. 51.
Gleim . . 204.
Görtz (Graf von) Generallieutenant bey der Preußischen Cavallerie 34. 186. 189. 190. 191.
Gottsched . . 202. 210.
Groß (Freyherr von) Russischkaiserlicher Gesandter in Hamburg und bey dem niedersächsischen Kreise 293.
Guibert (Graf von) französischer Brigadier, und Kriegsrath in Versailles . 226.

H. Haller

H.

Haller 52. 205. 212. 311. 312. 313. 317.
Herzberg (Graf von) Minister in Berlin 7. 144. 177. 179. 186. 189. 225. 301.
Hieronymus (Sanct) der Kirchenvater 328. 329.
Horst (Freyherr von der) Minister in Berlin 301.
Hottinger (Johann Jacob) Schulmeister und Husarenlieutenant in Zürich 330. 331. 332.
Hume . . . 50.

J.

Joseph (Kaiser) der Zweite 23. 43. 44. 312. 313. 314.
Julian (Kaiser) . . . 268.

K.

Karschinn (Frau) . 19. 20. 282.
Keith (Feldmarschall) . 43.

L.

Lamberg (Maximilian, Graf von) . 313.
Lambert, Academist in Berlin . 86.

Lavater 87. 88. 256.
Leibnitz 169.
Lentulus (Robert Scipio, Freyherr von) Generallieutenant bey der Preussischen Cavallerie, und seitdem Landvogt zu Könitz bey Bern 86. 238. 239.
Leopold (Kaiser) 241. 242. 243.
Lessing 9.
Leuchsenring 95. 96. 98.
Lichtenstein (Freyherr von) Oberhofmarschall in Hannover 125.
Locke 50.
Lucchesini (Graf) Kammerherr des Königs 34. 71. 99. 101. 102. 127. 144. 145. 154. 186. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 200. 201. 232. 234. 269. 272. 274.
Lucretius 208.
Ludwig (König) der Vierzehnte 205.

M.

Maintenon (Frau von) 302.
Marshal (Lord) 78.

Mau-

Maupertuis . . . 303.
Meckel, Academist und Professor in Berlin 289. 290. 291. 292. 297. 298. 299. 300. 302. 303. 304. 325.
Meckel, der Sohn, izt Professor in Halle 290. 297. 304.
Meiners, Professor in Göttingen . . 52.
Mendelssohn . . 294. 296.
Merian, Academist in Berlin . . 86.
Michelessi (Abt) . . 74. 75.
Mirabeau (Graf von) . 210. 211. 225.
Mitchel, Englischer Gesandter bey dem König 247. 248. 249.
Montaigne . . . 316.
Müller (Johannes) Kabinetssecretair und Hofrath in Mainz . . 174.
Münchhausen (Freyherr von) Minister in Berlin 246. 247. 301.
Münnich (Feldmarschall von) . 217.

N.

Newton . . . 50.

Nicolai (Friedrich) Buchhändler und Gelehrter in Berlin = = 70. 205. 294.
Noel, Küchencommandant des Königs 124. 125.

O.

Obereit = = = 271.
Offenberg (Freyherr von) Hofmarschall des Herzogs von Curland = = 188.
Oranien (Friederike, Erbstadthalterinn von) 258.

P.

Palladio = = 74. 75.
Pavian (Pater) Franciscaner Ordens = 8.
Pinto (Graf) Oberster von den Ingenieurs, nunmehr General = = 186.
Plutarch = = = 190.
Preüssen (Sophie Charlotte, Gemahlinn König Friedrichs des Ersten von) = 169.
Preüssen (König Friedrich Wilhelm der Erste von) 114. 169. 170. 171. 192. 213. 219.
Preüssen (Sophie Dorothee, Gemahlinn König Friedrich Wilhelms des Ersten von) 219.

Preüssen

Preussen (August Wilhelm, Kronprinz von) Vater des iztregierenden Königs 235. 236. 237.
Preussen (König Friedrich Wilhelm der Zweite von) 76. 154. 155. 188. 192. 210. 211. 236. 258. 263.
Preussen (Friedrich Wilhelm, iziger Kronprinz von) 86. 268. 269.
Preussen (Friedrich Ludewig Carl, Prinz von) 97.

Q.

Quitenbaum (Johann Heinrich Friedrich) Bildschnitzer in Hannover = 63. 64.

R.

Rammler = = = 295.
Reuß (Graf von) Oberhofmarschall in Berlin 300.
Richter, Professor in Göttingen = 317.
Robertson = = = 50.
Rohdich (Generallieutenant von) Commandant von Potsdam = = 183. 184.
Rousseau (Johann Jacob) = 198. 316.

S.

Sachsen (Marschall von) . 235.

Sack, Oberconsistorialrath und Oberhofprediger in Berlin . . 294. 295. 296.

Schaffgotsch (Graf von) Oberstallmeister in Berlin 300.

Scheele (General von) Commandeur des ersten Bataillons der Garde in Potsdam 183. 184. 185.

Schmid, Rathsherr in Brugg . 284.

Schmidt, Kupferstecher in Berlin . 200.

Schmucker, Generalchirurgus der Preußischen Armee 283. 290. 297. 304. 305. 306. 308. 310. 320. 321. 322.

Schöning, damals königlicher Kammerhusar, nunmehr königlicher Kämmerier 21. 22. 23. 27. 29. 30. 31. 33. 34. 55. 60. 111. 273.

Schweden (König Gustav Adolph von) 174.

Schweden (König Gustav der Dritte von) 79.

Schwerin (Graf von) Oberstallmeister in Berlin 186. 189.

Segner, Professor in Göttingen . 317.

Seidlitz

Seidlitz (Präsident von) in Breslau . . 268.
Selle (Christian Gottlieb) königlicher Leibarzt und Professor in Berlin 6. 22. 30. 31. 32. 33. 38. 39. 164. 167. 168.
Simon, Buchdrucker in Paris . . 235.
Spalding, Oberconsistorialrath und Probst in Berlin . . . 295. 296.
Sprögel, Professor in Berlin . . 295.
Stamford (Oberstlieutenant von) 87. 226. 229. 233.
Suhm (Geheimerrath von) Chursächsischer Gesandter in Berlin und Petersburg 213. 215. 216. 217.
Sulzer (Johann Georg) Academist, und Professor an der Ritteracademie in Berlin 86. 203. 204. 206. 207. 235. 236. 237. 247. 248. 294. 296. 299. 302. 306.
Sulzer, ein Candidat aus Winterthur . 295.
Swieten (Freyherr von) Römischkaiserlicher Gesandter in Berlin . . 301.

T.

Tacitus . . . 116.
Tell (Wilhelm) . . 86.

Teller, Oberconsistorialrath und erster Prediger an der Petrikirche in Berlin . . . 295. 296.
Theden, Generalchirurgus der Preußischen Armee 32. 290. 291. 297.
Thomas (Meister) der Schuster in Berlin 295. 296.
Tissot . . . 289. 314. 324.
Touche (de la) französischer Gesandter in Berlin 245. 246.
Türenne (Marschall von) . 198. 199.

V.

Valori (Marquis de) französischer Gesandter in Berlin . . . 243.
Vergennes (Graf von) Staatsminister von Frankreich . . . 195.
Vestris, Operntänzer in Paris . 230.
Voitus, Professor der Chirurgie in Berlin 290. 296.
Voltaire 190. 201. 202. 206. 207. 210. 230.

W. Wa-

W.

Warens (Frau von) . . 263.
Wartensleben (Graf von) Oberhofmeister in Berlin . . . 300.
Wegelin (Jacob) Academist und Professor bey der Ritteracademie in Berlin . 86. 203. 295.
Weimar (Carl Friedrich, Erbprinz von) 97.
Wrisberg, Professor in Göttingen . 52.

Y.

York (Friedrich, Herzog von) Bischof von Osnabrück 10. 14. 15. 24. 25. 26. 56. 57. 58. 59. 143. 152. 153. 325.

Verbesserungen.

S. 4. Z. 15. Lies: schlucken, statt schlücken.

S. 70. Z. 10 und 11. Lies: ein vergleichendes Glossarium, statt ein Vergleichen-Glossarium.

S. 105. Z. 7. Lies: in Verwirrung, statt in eine vermaledeyte Verwirrung.

S. 109. Z. 15. Lies: schlucke, statt schlücke.

S. 119. Z. 10. Lies: geschlucket, statt geschlücket.

S. 161. Z. 18. Lies: Sie wähnten, statt man wähnte überall.

— — Z. 21. Lies: Man verzeihe, statt Ach verzeiht.

S. 162. Z. 12. Lies: in Gesellschaft, statt in eürer Gesellschaft.

— — Z. 21. Lies: dem Beneideten, statt dem armen Beneideten.

— — Z. 22. Lies: zu verachten, statt leise zu verachten.

S. 191. Z. 13. Lies: Arndts, statt Arndt.

S. 202.

S. 202. Z. 6 und 7. Lies: König Friedrich dachte, sprach und schrieb, schon als Knabe und als Jüngling am liebsten französisch, hieng in seinem ganzen Leben doch immer nur an französischer Litteratur, schrieb in dieser Sprache alle seine Werke. Aber warum achtete Er gar nicht auf jenes helle Sonnenlicht —

S. 202. Z. 14. Lies: solcher Litteratur, statt solcher deûtschen Litteratur.

S. 210. Z. 7, 8, 9, 10, 11. Lies: Groß und gut war indessen doch in allen Dingen und zu allen Zeiten, der König, obschon Er nur französische und nicht deûtsche Bücher las, keine Magister zum Essen bat, und aus Voltaire mehr machte als aus Gottsched. Bis an seinen Tod hat man dennoch an seiner Güte gezweifelt. . . . . . .

S. 213. Z. 17 und 18. Lies: und Güte, statt und guter Laune.

S. 215. Z. 3. Lies: So gewiß waren darum die Franzosen.

— — Z. 9. Lies: Auch erschien ein französisches Epigramm.

S. 215.

S. 215. Z. 24 und 25. Lies: kann ich ihr nichts verbürgen, statt kann ich freylich der guten Dame nichts verbürgen.

S. 216. Z. 7. Lies: und doch schon als Kronprinz, statt und als Kronprinz.

S. 234. Z. 12 und 13. Lies: man verfolget mich mit Plattitüden, statt man verfolget mit Plattitüden.

S. 268. Z. 17 und 18. Lies: Grundsätze einer äusserst vernünftigen Religion, statt Grundsätze der einzigen wahren und einzigen vernünftigen Religion.

S. 286. Z. 19 und 20. Lies: mich marternder, statt mit marternder.

S. 308. Z. 8. Lies: Cocceii, statt Coccei.

S. 314. Z. 4. Lies: Methoden, statt Methode.

Nachricht.

Nachricht.

Wir lassen dieses Buch durch eine geschickte Hand, unter folgender Aufschrift ins Französische übersetzen: Entretiens avec Fréderic II, Roi de Prusse, peu de tems avant sa mort. Accompagnés de quelques Remarques.

Leipzig, in der Ostermesse 1788.

Weidmannische Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Johann Georg,

Ueber Friedrich den Grossen und meine Unterredungen mit Ihm kurz vor seinem Tode

Leipzig 1788

Bor. 207 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014539-8
VD18 1104764